Georg Friedrich Meiers
öffentlichen ordentlichen Lehrers der Welt-
weißheit zu Halle, und Mitgliedes der Königl.
Preußl. Academie der Wissenschaften
in Berlin

Beurtheilung
des
Heldengedichts,
der
Meßias.

Zweytes Stück.

Halle im Magdeburgischen.
Verlegts Carl Herrmann Hemmerde.
1752.

Beurtheilung des Heldengedichts, der Messias.

Als ich meine Beurtheilung der drey ersten Gesänge dieses Heldengedichts heraus gab, so hatte ich weiter gar keine Absicht, als dieses Gedicht in Deutschland bekannter zu machen, und den Geschmack vieler Deutschen zu reitzen, dasselbe mit aller seiner Schönheit zu empfinden. Der Erfolg hat gelehrt, daß ich meine Absicht erreicht habe. Denn die wie-

derholten Auflagen desselben haben bewiesen, daß es sehr viele Leser gefunden, und die Erfahrung hat gelehrt, daß ungemein viele Personen einen Geschmack an demselben gefunden. Es gibt zwar noch viele, welche das Verderben des guten Geschmacks beklagen, welches durch den Meßias verursacht wird. Allein dieses kan nichts weiter beweisen, als daß derselbe keinen allgemeinen Beyfall erhalten habe. So wenig ich das letzte diesem Gedicht wünsche, so wenig verlohnt es sich der Mühe, alle die Einwürffe zu beantworten, welche wieder dieses Gedicht gemacht worden, sonderlich, wenn sie nur eine Kleinigkeit betreffen, dergleichen die Reime sind. Man hat es schon tausendmal gesagt, daß die Reime eine wesentliche Schönheit der deutschen Poesie sind, und man hat dieses eben so vielmal nicht bewiesen. Eben so wenig wird es sich der Mühe verlohnen, die Vorwürffe, die wider meine vorhergehende Beurtheilung gemacht worden, zu beantworten. Die meisten Vorwürffe, die die Gelehrten sich einander machen, werden am gründlichsten durch ein gäntzliches Stillschweigen beantwortet. Wer nur einen Begrif von der Critic hat, der wird leicht einsehen, daß man, durch eine Erzehlung seiner Empfindungen bey einem Gedichte, als woraus meine Beurtheilung besteht, keinen andern Nutzen erreichen kan, als andere Leute aufmercksam zu machen,

um eben diese Empfindungen bey sich selbst zu erwecken.

Ich bin völlig willens gewesen, es bey der ersten Beurtheilung bewenden zu lassen, indem ich meine erste Absicht erreicht habe. Allein ich bin, wider mein Vermuthen, von vielen Liebhabern des Meßias ersucht worden, den vierten und fünften Gesang auf eben die Art als die drey ersten zu beurtheilen. Ob ich nun gleich befürchten muß, mich den Vorwürfen dererienigen, die mit meiner ersten Beurtheilung nicht zufrieden gewesen, von neuem bloß zu stellen; so wird diese Furcht doch durch das Vergnügen weit überwogen, welches man zu geniessen hat, wenn man dem guten Geschmacke vieler vernünftigen Leute zu Hülfe komt, und ihnen die angenehmen Empfindungen erleichtert. Ohne mich demnach weiter mit einer Vorrede aufzuhalten, will ich die Beurtheilung dieses Gedichts fortsetzen.

Die Vortreflichkeit der drey ersten Gesänge hat manche Leser besorgt machen können, ob sich Herr Klopstock in dem einmal gewagten hohen Fluge erhalten werde. Allein nachdem der vierte und fünfte Gesang gedruckt worden, fält diese Besorgniß ziemlich weg. Der Dichter denckt noch eben so neu, erhaben, feurig und malerisch, als in den drey ersten Gesängen, er bleibt sich selbst gleich,

und er legt sich dadurch die Verbindlichkeit auf, eben so schön bis ans Ende dieses Gedichts zu bleiben.

Der Dichter hatte uns am Ende des dritten Gesangs, den Verräther Judas vorgestellt, wie er mit seiner Pflicht kämpft, der Versuchung unterliegt, und den festen Entschluß faßt, den Meßias zu verrathen. Der Leser hat also schon angefangen, mit einer furchtvollen Vorhersehung der Leiden des Meßias sein Gemüth zu unterhalten. Und diese traurigen Empfindungen werden im Anfange des vierten Gesangs erhalten und vermehrt. Die Priester und Aeltesten des Volcks versamlen sich bey dem Caiphas, und beschliessen den Tod des Meßias. Im zweyten Gesange haben wir schon eine Nachricht von einer ähnlichen Versamlung gehabt. Die Teufel beschlossen einmüthig in der Hölle, den Meßias zu vertilgen, und der Dichter läßt, nach diesem in der Hölle gefaßten Entschluß, den Satan auf den Erdboden kommen, und den Judas zur Verrätherey, und den Caiphas zur Beschliessung des Todes des Meßias durch Träume verführen. Indem er also die gantze Versamlung des Synedrium und den gefaßten Schluß desselben, als eine Folge und Würckung der Versamlung der Teufel vorstellt: so stelt er sie in aller ihrer Schwärtze und Abscheukeit vor. Zugleich aber müssen wir bemercken, daß der Dichter, mit vielem Verstande,

de, zur Ehre der menschlichen Natur, die Feinde des Meßias bey weitem nicht so abscheulich schildert als seine Feinde in der Hölle. Denn 1) fassen die Teufel, aus eigenem Triebe, den höllischen Entschluß wider den Meßias, die Juden im Gegentheil werden von dem Teufel getrieben, velut nervis alienis mobile lignum. Der Teufel verstelt sich, um dem Judas und dem Caiphas im Traume in Gestalten zu erscheinen, welche im Stande sind einen redlichen Mann hinter das Licht zu führen. Der Verführte, welcher noch dazu nicht weiß, daß er verführt worden, handelt lange nicht so schlim, als der Verführer und Betrüger. 2) Die Juden haben gute Absichten. Caiphas und Philo sind Eiferer für das göttliche Gesetz, und Judas will das Reich des Meßias befördern. Es handeln demnach die Feinde des Meßias unter den Menschen aus manchen guten Absichten, die Teufel im Gegentheil handeln wie rasende und unsinnige. Ihre Absichten sind gottloß und unsinnig. Und das heißt: der Natur gemäß schildern. Die Menschen mögen noch so böse handeln, sie sind wenigstens in diesem Leben noch keine Teufel.

Der Dichter hat auch hier seine Geschicklichkeit, in der poetischen Schilderey der moralischen Charactere gezeigt, indem er besonders den Caiphas, Philo, Gamaliel, Ni-

 codemus

rodemus und Joseph characterisirt. Caiphas Character hat eine grosse Aehnlichkeit mit dem Character des Satans, und Philo mit dem Adramelech im zweyten Gesange. Das Synedrium muste ein Copie des Original-Conciliums in der Hölle seyn.

Der Dichter macht den Anfang des vierten Gesangs mit der Beschreibung des Caiphas, wie er eine unruhige Nacht hat, bald kurtze Zeit schläft, bald wieder erwacht, sich ungestüm herum wirft, voller Gedancken: denn der Teufel hatte ihm einen Traum eingegeben. Das Gleichniß, welches der Dichter anführt, ist aus verschiedenen Ursachen vortreflich:

Wie tief in der Feldschlacht
Sterbend ein Gottesleugner sich wälzt: der kommende Sieger,
Und das bäumende Roß, der rauschenden Pantzer Getöse,
Und das Geschrey, und der tödtenden Wuth, und der donnernde Himmel,
Stürmt über ihn; er liegt, und sinckt mit gespaltenem Haupte
Dumm und Gedanckenloß unter die Todten, und glaubt zu vergehen,
Drauf erhebt er sich wieder, und ist noch, und denckt noch, und fluchet,

Das

Daß er noch ist, und sprützt mit bleichen sterbenden Händen
Blut gen Himmel, GOtt flucht er, und wolte ihn gerne noch leugnen.
Also betäubt sprang Caiphas auf.

Es kan nichts nachdrücklicher wider die Aetheisten gesagt werden. Da sie zu dumm oder zu faul sind, um die Macht der philosophischen Beweißthümer zu erkennen, so muß man es versuchen, ob sie zu phlegmatisch oder verstockt sind, um die Macht der Dichtkunst zu fühlen. Wenn der Leser sonderlich bemerckt, wie der Gottesleugner dumm und gedanckenloß unter die Todten sinckt, und zu vergehen glaubt, und gleichwol sich wieder erhebt, und noch ist und noch denckt, und flucht, daß er noch ist; und ferner, daß er GOtt flucht und ihn gerne noch leugnen will: so wird er nicht nur finden, daß in dieser Vorstellung eine dem Heldengedichte anständige Verspottung der Atheisterey angetroffen werde, sondern daß sie auch dadurch als ein rasender Unsinn vorgestelt werde, welcher vornemlich von einem verdorbenen Hertzen herrühret. Und so ist die Atheisterey, wenigstens der meisten Atheisten, beschaffen. Und in was für einer abscheulichen Gestalt erscheint nicht, vermöge dieses Gleichnisses, Caiphas? In dieser Gemüthsfassung eines Unsinnigen ruft er die Priester

und Aeltesten zusammen, und da das Haupt dieser Versammlung raset, so erwartet der Leser wenig gutes von dieser Versamlung, nach ihrem grösten Theile betrachtet.

Doch damit der Leser sich nicht, einen gar zu abscheulichen Begrif von dieser Versamlung machen möge, führt der Dichter keine der ankommenden Personen vorläuffig namentlich an, ausser den Joseph und Nicodemus.

Mit den Aeltesten kam Joseph von Arimathia, ein Weiser!
Unter der gantzen entarteten Nachwelt des göttlichem Abrams.
Von der Zahl der übergebliebenen wenigen Edlen.
Still, wie der friedsame Mond in dämmernden Mitternachtswolcken
Ueber uns walt, so gieng in dieser Versammlung Joseph.
Auch kam Nicodemus, ein Freund des Meßias und Josephs.

Der Meßias wird also in dieser Versammlung Freunde haben, sie wird also nicht eine Versamlung der Teufel seyn, in welcher der eintzige Abbadona noch nicht ein völliger Adramelech war. Joseph ist ein Frommer, dem es nur an Muth und Hertz fehlt. Wenn der Leser dieses bemerckt, so wird er schon vermu-

vermuthen, daß Joseph nicht eine Person spielen wird, welche der Parthey des Meßias in dieser Versamlung ein sonderliches Gewicht gibt.

Die Rede des Caiphas, mit welcher er die Versamlung eröfnet, ist voller Hochmuth, Herrschsucht, Bitterkeit, und Enthusiasterey. Kurtz: sie ist so beschaffen, wie sie seyn muß, wenn sie dem Character eines hochmüthigen, herrschsüchtigen, ergrimten und schwärmenden Priesters gemäß seyn soll. Als er den grösten Theil seiner Rede zu Ende gebracht hatte, sagt der Dichter:

Mit starrendem Blicke
Stand er hier sprachlos. Zuletzt erwacht er wieder
und sagte:

Nichts konnte den Grad des Affects, in welchem der Hohepriester stand, lebhafter schildern, als daß er starr und steif, sprachloß und Gedanckenlos auf einige Augenblicke wird.

Nachdem Caiphas ausgeredet, schweigt die grosse Versamlung und ist wie vom Donner gerührt. Joseph hat den Meßias zu lieb, als daß er nicht eine Begierde haben solte, ihn zu vertheidigien; allein er ist darzu zu verzagt, er fürchtet sich vor dem Philo. So gehts der Unschuld! Sie findet zwar

Leute genug, welche ihr gewogen sind, allein sehr wenige, die Hertz genug haben, sich öffentlich derselben anzunehmen. Die Menschenfurcht ist ein gewöhnlicher Fehler gutherziger Leute. **Philo** bemeistert sich der Rede, und der zaghafte **Joseph** schweigt stille.

Philo ist noch ergrimmter als **Caiphas**. Sein tiefes und melancholisches Auge funckelt, und seine Stimme ist zornig und geflügelt. Ausser den Leidenschaften, welche wir in der Rede des **Caiphas** fühlen, bemercken wir noch in der Rede des **Philo**, 1) den Neid und die theologische Zancksucht und Sectirerey. Die äussert sich im Anfange seiner Rede. Er wütet wider den **Caiphas**. Er wirft ihm vor, GOtt sey ihm nicht erschienen, weil er einer andern Secte heimlich zugethan sey, er sey des Priesterthums unwürdig und besitze es nicht durch seine Verdienste u. s. w. Er gibt also zu verstehen, es sey besser, wenn er selbst Hohenpriester wäre. So machen es unächte Geistliche! Wenn sie auch gleich in der Hauptsache mit einander einig sind, wie **Caiphas** und **Philo** in dem Puncte, daß der **Meßias** sterben müsse: so widersprechen sie einander doch aufs feindseligste, weil sie entweder in gewissen Lehrpuncten von einander abgehen, oder weil einer dem andern in zeitlichen Ehrenämtern vorgezogen worden. 2) Die entsetzliche Feindschaft wider den **Meßias**. Er sagt:

Nicht, als wenn ich den schuldigen JEsus für
schuldloß erkennte!
Gegen ihn verglichen, bist du ein kleiner Verbre-
cher.

Kan was härteres wider den Meßias gesagt werden, als wenn man einen solchen Bösewicht, wie Philo den Caiphas vorgestellt hat, noch einen kleinen Verbrecher in Beziehung auf ihn nennt? Philo ist der gröste Feind des Meßias in der gantzen Versamlung. 3) Einen schwärmenden Eifer für das väterliche Gesetz. Kan ein Fanaticus, durch den Aberglauben erhitzt, stärcker brennen?

Er soll sterben! und ich, ich will es mit meinen
Augen
Sehen, wenn er erblaßt! Vom Hügel, wo er er-
würgt wird,
Will ich Erde, mit Blute bedeckt, ins Heiligthum
tragen,
Oder von ihm noch rauchende Steine beym hohen
Altare
Niederlegen.

Diesen schwärmenden theologischen Eifer legt Philo auch dadurch an den Tag, daß er, nachdem er eine Zeitlang geschwiegen, den Moses anredet, und der Leser mag aus dieser Anruffung

ruffung diesen Eifer selbst herleiten. 4) Eine von aller Menschenfurcht entfernte Unerschrockenheit. Caiphas furchtete sich vor dem Volcke. **Philo** scheuet nichts. Wie hertzhaft sagt er nicht unter andern?

Steht uns auch kein Gewitter nicht bey: so will ich allein mich
Unter das Volck hinstellen! Und, weh dem! der unter dem Volcke
Wider mich sich auflehnt, und sagt, der Leichnam des Träumers
Blute nicht GOtt zu ehren! den soll die gantze Gemeinde
Steinigen, so bald ihr mein um sich schauender Blick winckt.
Vor den Augen des gantzen Judäa, vorm Antlitz der Römer
Soll er sterben! Wir wollen alsdenn im Gerichte, wie Götter,
Sitzen und laut feyrend zu GOttes Heiligthum einziehn!

Was für Unerschrockenheit und Heldenmuth! Möchte doch nur die wahre Religion viele solche unverzagte Verfechter haben!

Nachdem **Philo** geredet, theilt sich die gantze Versamlung in zwey Partheyen, welche in volle Wuth wider einander gerathen.

Der

Der Dichter beschreibt diesen Zufall mit einem vortreflichen Gleichniß, welches die Unordnung und die wütende viehische Empörung wider einander aufs lebhafteste vorstelt. Das Gleichnis ist prächtig, und erfüllt die Einbildungskraft des Lesers mit lauter verwirrungsvollem Getöse. Jetzt solte der gröste Lerm entstehen, wenn nicht **Gamaliel** zu reden angefangen. Seine Rede ist voller Weisheit, Mäßiggung und wahren Gottesfurcht. **Gamaliel** ist eben so ein Mann, als den **Virgil** beschreibt, welcher einen aufrührischen Pöbel besänftiget.

Nun nahet sich **Judas** der Versamlung. **Satan** wandelt vor ihm her, und auch **Ithuriel**. Jener führt diesen verlohrnen, wie ein Ochse zur Schlachtbanck geführt wird, und **Ithuriel** scheint, weil er sein Schutzengel gewesen, aus Wehmuth und einem Ueberrest der freundschaftlichen Liebe nachzufolgen.

Nunmehr fängt **Nicodemus** an zu reden. Aus seiner gantzen Rede leuchtet ein edler Muth hervor, und eine gemäßigte Unerschrockenheit. Er erklärt sich für die Sache des **Meßias**. Ich würde zu weitläuftig werden, wenn ich zu viele Anmerckungen machen wolte. Alle Reden, welche in dieser Versamlung gehalten werden, sind mit biblischen Redensarten angefüllt, und mit solchen, die sich auf den Gottesdienst altes Testaments beziehen, und das erforderte der Character der reden-

den Personen, weil es lauter Juden sind. Mich dünckt, daß Herr Klopstock besser gethan hätte, wenn er dem Joseph den Character des Nicodemus gegeben, und dem Nicodemus den Character Josephs. Denn aus den biblischen Nachrichten ist bekannt, daß Nicodemus viel furchtsamer gewesen als Joseph. Jener kam nur des Nachts zu JEsu, dieser aber hatte so gar das Hertz zum Pilatus zu gehen, und sich den Leichnam JEsu auszubitten.

Es wäre ein groß Wunder gewesen, wenn die Feinde des Meßias nach Gamaliels und Nicodemus Reden stille geschwiegen hätten. Wer diese Versamlung rasender Leute aus dem vorhergehenden kent, der vermuthet ohnfehlbar nach der Heiterkeit, die während der Rede des Gamaliels und Nicodemus in dem Gemüthe des Lesers geherrscht, ein fürchterliches Donnerwetter. Wer wird zuerst losstürmen? Ohne Zweifel der wütenste und unerschrockenste, und das war Philo. Jetzt treibt der Dichter die Beschreibung eines ergrimten und unerschrockenen Eiferers aufs höchste. Und das thut er auf eine zweyfache Weise. Erstlich durch die Beschreibung des Philo, und zum andern durch die Rede, die er ihm in den Mund legt. In der Beschreibung kommen gantz neue Züge vor, die bey nahe almächtig auf die Einbildungskraft des Lesers würcken. Der Affect des Zorns kan nicht

lebhafter beschrieben werden. Philo sitzt mit drohenden Augen, er erbebt vor Wuth, aus Stoltz will er den Zorn verbergen, aber er kan sich nicht zwingen. Nun reißt der Zorn durch. Er greift den Philo so gewaltig an, daß er entweder ohnmächtig werden, oder rasen muß. Kan ein grösserer Grad des Zorns erdacht werden? Zuerst bricht der Zorn in Minen aus:

die Minen verkündigten Philo.

Wie vortreflich sagen nicht diese wenige Worte alles, was von den Minen eines Wüthenden gesagt werden kan! Das folgende Gleichniß ist vollkommen passend. Fürchterliche Gleichnisse schicken sich nur für fürchterliche Sachen;

So, wenn sich auf unerstiegenen Gebürgen ein nahes Gewitter,
Furchtbar gelagert hat, reisset sich eine der nächtlichsten Wolcken
Mit den meisten Donnern bewafnet, im Schoß das Verderben,
Einsam hervor. Wenn andre den Wipfel der Ceder nur fassen,
Wird sie von einem Olympus zum andern, dichtwaldichte Berge,
Oder hochthürmende Königsstädte, die meilenlang liegen,

Tausendfach donnernd, entzünden und in Ruinen
begraben.
So riß sich Philo hervor!

Kan ein zorniger in einer grössern Wuth vorgestellt werden? Wenn Christi Feinde so fürchterlich sind, was Wunder, daß es viele Josephs unter den Frommen giebt. Ein Dichter der kleiner wäre, als unser Klopstock, würde sich nun in der Schilderung eines Zornigen erschöpft haben. Allein unser Dichter ist unerschöflich in seinen Malerkünsten. Er sagt; der Satan habe den Philo gesehen, und bey sich selber gesprochen:

o sey mir zu deiner Rede geweihet,

Wenn der Leser die Rede des Satans mit Bedacht durchließt, so wird er über der Betrachtung des Philo erbeben. Wie wüthend muß nicht Philo seyn, da ihm der Satan seines Zorns wegen günstig wird? Zugleich stelt diese Rede des Satans den Philo als einen verfluchten Menschen vor, den er schon als sein Eigenthum ansieht. Und welcher Leser muß nicht den grösten Abscheu vor diesen Menschen bekommen? Der Dichter hätte in diesen Umständen die Sache des Meßias nicht reitzender vorstellen können, als dadurch, daß er die Feinde derselben als verfluchte und abscheuliche Ungeheur vorstellt.

Die

Die Leser kennen nunmehr den Philo so gut, daß sie völlig vermuthen können, wie seine Rede werde beschaffen seyn. Dem ersten Ansehen nach ist sie voller gottseligen Empfindungen, im Grunde aber sind lauter solche Empfindungen in ihr verborgen, der sich, wie Satan vorher gesagt, selbst Adramelech nicht schämen dürfte, wenn er ein Mensch wäre. Sonderlich wird der schwärmende Religionseifer des Philo dadurch ungemein erhöhet, daß er gegen das Ende sagt: wenn GOtt den Nazaräer nicht vertilgen würde, so wolle er auf seine alten Tage noch ein Atheist werden, und es sey alles erlogen, was Moses gelehrt habe.

Gleichwie unser Dichter, unter den Feinden des Meßias, den Philo am ausführlichsten und abscheulichsten geschildert; so hat er im Gegentheil unter den Freunden des Meßias, den Nicodemus am ausführlichsten und liebenswürdigsten geschildert. Diese Gegeneinandersetzung zweyer Charactere macht beyde rührender. Der Leser muß nothwendig einen Philo mehr verabscheuen, wenn er den frommen und liebenswürdigen Nicodemus dagegen hält, und im Gegentheil den letzten mehr lieben, wenn er ihn neben dem erstern betrachtet. In dem Character des Philo herrscht das wilde und brausende Grosse, welches auch in dem Laster statt finden kan, in dem Character des Nicodemus im Ge-

gentheil herrscht das sanftere und anmuthige Erhabene, welches nur der Tugend eigen ist. Vor iener Art des Großen erschrickt man und flieht, dieses aber ist anlockend und reitzend, und erweckt eine vertrauliche Zuneigung.

Wie reitzend ist nicht die Schilderung des Nicodemus?

Und Nicodemus,
Stand mit niederschauendem Angesicht. So, wie ein Mann steht
Welcher von Lasterhaften erduldet, und bey sich den Vorzug
Und die Erhabenheit seiner Tugend und Unschuld empfindet.
Ernst in seinem Gesicht! tief in der Seele der Himmel.

Wer empfindet nicht neben der Liebe auch Ehrerbietung gegen den Nicodemus? Wie groß wird nicht eben dieser Fromme, wenn der Dichter von ihm sagt:

Nicodemus stand still anbetend, zu seelig, vor Menschen
Sich noch zu fürchten. Ein mächtiges Feuer, im Schauer vom Himmel
Hub ihn empor. Es war ihm, als wenn er vor Anschaun der Gottheit,
Vor der Versamlung des Menschengeschlechts, und vorm Weltgericht stünde.

Auf

Auf ihn schaute die gantze Versamlung. Sein Auge voll Ruhe,
Voll des unwiderstehlichen Feuers der furchtbaren Tugend
Schreckte die Sünder. Sie fühlten ihn grimvoll. Er zwang sie, sie hörten.

Wie prächtig und siegreich wird hier die unerschrockene und auf sich selbst gestützte Tugend vorgestelt! Die grimmigsten Feinde werden durch ihre stille Allmacht in der Ehrerbietung erhalten.

Die gantze lange Rede des **Nicodemus** ist ein Meisterstück einer wahren Beredsamkeit. **Philo** sucht durch wüthende Ausdrücke seinen Vorstellungen Nachdruck zu verschaffen. **Nicodemus** verläßt sich auf die Unleugbarkeit seiner Gründe, und trägt sie mit einer sanften Beredsamkeit vor. Sie ist voller gottseeligen Empfindungen. Wie schön ist nicht die Stelle, in welcher der Dichter die Personen, an denen der **Meßias** Wunder gethan, redend einführt! Auch die Stelle ist vortreflich, in welcher der Dichter den Unterschied der Religion zeigt, wenn sie in einem Rechtgläubigen und in einen Abergläubischen betrachtet wird. In dem ersten Falle ist sie das höchste Gut, und in dem andern ein Ungeheuer. Die Stelle ist so erbaulich, daß ich mich nicht enthalten kan, sie gantz herzusetzen.

Religion der Gottheit! du heilige Menschenfreundin!
Tochter Gottes, der Tugend erhabenste Lehrerin, Ruhe,
Bester Seegen des Himmels, wie GOtt, dein Stifter, unsterblich!
Schön wie der Seeligen einer! Süß, wie das ewige Leben!
Schöpferin hoher Gedancken! der Frömmigkeit seeligster Urquell!
Oder wie sonst noch ein Seraph dich, Unsterbliche, nennet;
Wenn dein lichtheller Stral in edlere Seelen sich sencket.
Aber ein Schwert in des Rasenden Hand! des Bluts und des Würgens,
Priesterin! Tochter des ersten Empörers! Nicht Religion mehr!
Schwartz, wie die ewige Nacht! Furchtbar, wie das Blut der Erwürgten,
Die du schlachtest, und über Altären auf Todten dahergehst!
Räuberin des Donners, den Gottes rechte Hand sich nur
Vorbehielt! Dein Fuß steht tief auf der Hölle, dein Haupt droht
Gegen den Himmel empor! wenn dich die Seele des Sünders

Un-

Ungestalt macht, wenn ein Menschenfeind dich, zur Abscheulichen, umschaft.

Nachdem **Nicodemus** seine Rede geendiget, fält er auf die Knie nieder, und verrichtet ein kurtzes Gebet. Vielleicht stossen sich einige Leser an dieser Stelle, und scheint vielleicht einigen nicht anständig zu seyn, daß ein Mann vor einer so grossen Versamlung niederkniet und betet. Man tadelt deswegen die spanischen Comödien, weil die spanischen Dichter öfters Personen auf dem Theater dergleichen gottesdienstliche Handlungen verrichten lassen. Allein wir können unsern Dichter durch eine Anmerckung des Aristoteles rechtfertigen. **Homer** läßt in der Iliade die gantze griechische Armee Halte machen, und **Achil** schlägt sich mit dem **Hector** allein vor dem Angesicht der **Troianer** und **Griechen**, die ruhige Zuschauer abgeben. **Aristoteles** sagt, es würde lächerlich aussehen, wenn diese Sache so auf einem Theater vorgestellt würde, allein in einem Heldengedichte werde die Sache nur erzehlt, und da bliebe das Unanständige versteckt.

Wie erhaben ist nicht die Tugend des **Nicodemus**, da er den **Philo** segnet, ob dieser ihm gleich geflucht hatte. Das ist der unvergleichliche Triumph der Tugend über das Laster.

Der Dichter hatte den Character des Philo dadurch gantz abscheulich gemacht, daß er gesagt, Satan habe den Philo geweihet und Ithuriel ein heiliger Engel habe es gehört, obgleich Satan sachte redete, daß es der Engel nicht hören solte, wie es alle dieienigen machen, die kein gut Gewissen haben. Im Gegentheil gibt der Dichter dem Character des Nicodemus einen prächtigen Glantz, und eine unvergleichliche Erhabenheit, indem er sagt, daß Ithuriel über den Nicodemus ein solches Vergnügen empfunden, als der himlischen einer empfindet, wenn Eloa vor GOtt singt und der tönenden Harfe die himmlische Sprache gebietet, und daß er sich verwundert über die Vortreflichkeit wahrer Christen. Ithuriel ist so weit über den Satan erhoben, daß er seine Gegenwart nicht scheuet, sondern seine Rede hält, und sich nicht einmal darum bekümmert, ob ihn Satan hört oder nicht; wie es ein jeder rechtschaffener Mann macht, der das Urtheil des Pöbels nicht wünscht und scheuet.

Dieses sagt er, und achtet nicht Satan, ihn hören zu lassen,
Was er sagt. Doch Satan erblickt ihn in seiner Entzückung,
Und empfand den gewissen Triumph des erhabneren Seraphs.

Nun

Nun folgt eine ungemein rührende Stelle. Nicodemus verläßt mit dem Joseph das Synedrium. Der letzte war zu zaghaft gewesen. Der heldenmüthige Nicodemus gibt ihm einen Verweiß:

Aber Nicodemus gieng neben Joseph und sagte,
Als er von ihm sich wandte: Du aber schämtest dich seiner,
Theurer Joseph! Das gieng ihm durchs Hertz. Der frömmere Joseph
Hatte geheim schon geweint, daß er unentschlossen verstummt war.
Zitternd gieng er vom Nicodemus, und konte vor Wehmuth
Gar nicht sprechen. Er hub nur sein Auge voll Unschuld gen Himmel.

So sieht eine zärtliche Bestrafung aus! So bestraft ein Bruder den andern, ohne die zärtlichste Liebe zu verletzen! Und so wird eine Bestrafung gut aufgenommen! So solten die Menschen einander bestrafen, und die Bestrafungen aufnehmen. Man muß den Nicodemus seines bestrafens wegen lieben und den Joseph wegen der Art und Weise, wie er die Bestrafung aufgenommen.

Nicodemus und Joseph gehn triumphirend aus dem Synedrium, und der herrschsüchtige Caiphas samt dem wüthenden Philo

sind überwunden, und ängstigen sich. Ehe die gantze Versammlung auseinander geht, komt Judas, gibtsich zum Verräther an, und bekomt die Belohnung. In der gantzen Stelle ist sonderlich merckwürdig, wie der Dichter die verschiedenen Affecten des Judas und des Philo schildert. Bey jenem ist sonderlich der Geitz, und bey diesem der Ehrgeitz merckwürdig.

Judas, vom Aug und den Wünschen des Pharisäers begleitet,
Und in goldene Träume vertieft, gieng, JEsum zu suchen.

Und so komt der Dichter, gantz ungezwungen, nach einer langen Reihe wilder Begebenheiten wieder auf den Meßias. Leser, die von der Dichtkunst bloß eine Belustigung des Witzes und der Einbildungskraft erwarten, die werden vielleicht diesen gantzen Theil des vierten Gesangs für zu lang halten. Allein es ist nichts schätzbarer in einem Gedichte, als solche Stellen, durch welche man die Menschen kennen lernt. Und diese Kenntniß des Menschen wird, durch ausführliche Schilderungen der moralischen Charactere der Menschen, vortreflich erhalten.

Nun verändert sich mit einemmale der Schauplatz. JEsus komt aus den Schatten des nahen Kidron, und wandelt

durch die Palmen im Thal. Indem er Jerusalem sieht, so sieht er auch die Versamlung seiner Feinde, und die ersten der Christen. Der Dichter stelt ihn also gantz unvermerckt als einen Allwissenden vor, und also zu gleicher Zeit als GOtt und Mensch. Er redet zu seinen Jüngern von Jerusalem und seinen Leiden, und sendet Petrum und Johannem für ihn das Osterlam zu bereiten. Es thut mir Leid, daß Herr Klopstock hier eine Lücke in seinem Gedichte gelassen. Die gantze Zeit, welche vorbey gestrichen, indem die beyden Jünger nach Jerusalem gegangen, ist leer. Man erwartet von einem grossen Dichter, daß er auf dem Boden seines Gedichts keinen Fußbreit Landes unbepflantzt und unbeblümt lasse. Wenigstens hätte Petrus mit dem Johannes ein überaus interessantes Gespräch halten können.

Alles ist in unserm Dichter voller Bewegung und Leidenschaften. Er hat einen kleinen Umstand angebracht, der ungemein rührend ist. Nachdem nemlich die beyden Jünger das Abendmal bestellt hatten, nahm sich Petrus nicht die Mühe zuzusehen, wie das Mal bereitet werde. Er liebte den Meßias so zärtlich, daß er keinen Augenblick in Ruhe ohne ihn zubringen konnte. Daher, dieser Jünger

Eilt auf den hohen Söller des Hauses, und schaute
mit Sehnsucht

Nach

Nach der Seite der Stadt, die auf Bethanien führte,
JEsum kommen zu sehn.

So machts ein verliebter Bräutigam, wenn er seine Braut erwartet. Eine schmachtende Sehnsucht ist die untrüglichste Probe einer zärtlichen Liebe. Wie schön ist nicht der Ausdruck: daß **Petrus mit geflügeltem Blicke jede Ferne durcheilt.** Unser Dichter kennt die Natur der Leidenschaften vortreflich.

Indem Petrus nach dem **Meßias** sich umsieht, erblickt er die Mutter desselben nebst einigen ihrer Freunde. Die **Maria** wird recht maiestätisch und reizend geschildert. Der Leser beliebe sonderlich folgende Züge ihres Characters zu fühlen: **Die hohe Maria, unwissend ihrer eigenen Würde.** Ein Mensch ist am grösten, wenn er seiner eigenen Grösse sich nicht bewußt ist. **Die menschlichste Seele.** Was kan rühmlichers zur Ehre der Menschheit gesagt werden? **Würdig, wenns eine der Sterblichen war, der Töchter von Eva erstgebohrne zu seyn, wann Eva unschuldig geblieben.** Kan man eine heiligere Frauensperson in diesem zeitlichen Leben dencken? **Hoch, wie ihr Lied.** Durch diesen Gedancken wird so wohl sie selbst, als auch ihr Lied gelobt. **Holdselig, wie Jesus, und von ihm geliebt.**

Mehr

Mehr kan zum Ruhme eines Menschen nicht gesagt werden.

Maria hatte bey sich den Lazarus, seine Schwester Maria, und des Jairus Tochter Cidli. Unser Dichter hat hier etwas gewagt, welches man mit Recht einen kühnen Schrit nennen kan. Er hat nemlich eine Liebesbegebenheit mit, in das Gewebe dieses göttlichen Gedichts, bringen wollen. Und er ist darinn vollkommen glücklich gewesen. Alle rechtmässige Leidenschaften können mit der Frömmigkeit eines Christen bestehen, und das Christenthum kan und muß auch in einem zärtlichen Hertzen angetroffen werden. Er hat demnach erdichtet, daß Lazarus, den Christus von den Todten erweckt, in des Jairus Tochter verliebt worden. Er hat also erdichtet, daß diese beyden Personen die Mutter des Meßias begleitet, und wir werden balde sehen, wie vortreflich er die Liebe dieser beyden Personen schildert. Die drey Begleiter der Mutter des Meßias werden auf eine vortrefliche Art geschildert. Von dem männlichen und ernsthaften Character des Lazarus will ich nichts besonders erwehnen. Nur kan ich mich nicht enthalten mein Erstaunen über die Hoheit zu bezeugen,

Die, unaussprechlich der Sprache des Menschen, nur sterbende Christen

Fühlen,

Fühlen, und durch lächeln im Tode beym Namen
sie nennen.

Was muß das für eine ausnehmende Hoheit seyn, welche nur sterbende Christen fühlen! Der Gerechte ist auch in seinem Tode getrost. Diese Hoheit setzt also den Christen in den Stand, in dem fürchterlichsten Zeitpunct der menschlichen Natur, im Tode, wenn schon die Sprache vergangen, zu lächeln, und zwar so zu lächeln, daß dasselbe ein Name dieser Hoheit ist.

In dem Character der Maria des Lazarus Schwester, welcher theils aus der Bibel genommen, was ihre Ergebenheit betrift, die sie gegen den Meßias gefühlt, theils erdichtet worden, ist sonderlich die Art der Zärtlichkeit merckwürdig, welche ihr der Dichter beylegt. Bey manchem Frauenzimmer äussert sich dieser rührende Affect fast beständig dadurch, daß sie in einer stillen Melancholie allezeit bereit sind weinen.

Im Auge voll Wehmuth
Hielt sie die rührendste Thräne zurück, die iemals
gerweint ward.
Vom Nathanael ihrem Geliebten, den Jesus den
Namen
Des rechtschaffenen gab, zu ihrem himlischen Bruder,

Welcher

Wlecher gestorben, und ihr von den Todten wieder geschenckt war
Zitterten hin und wieder des heiligen Mädchens Gedancken.

Zärtliche Hertzen, welche lieben, die werden die Bedeutung der hin und wieder zitternden Gedancken fühlen. Es ist mir aber unmöglich diese unausssprechlich schöne Metapher zu erklären. Nur die Benennung **Mädchen** scheint sich wie überhaupt in ein Helden Gedicht, wie der **Meßias** ist, nicht zu schicken, theils nicht in eine solche Stelle, wo eben vor Liebe die Gedancken hin und wieder bey einem heiligen Frauenzimmer zittern. Die Liebe äussert sich ofte dadurch, daß man durch tausend kleinere Liebkosungen mit einer gefälligen Lustigkeit seine Zärtlichkeit bezeuge. Alsdan ist die Liebe, die Liebe eines Anacreons, und da enthält der Ausdruck **Mädchen** nichts ungeschickliches. Allein die Liebe regt sich in manchen Stunden auf eine ernsthaftere und stärckere Art. Sie durchglühet alsdenn die inwendigern Theile des verliebten Hertzens, und alsdenn zittern die Gedancken auf den geliebten Gegenstand. Als denn ist der Liebhaber in dem Stande der Entzückung, der schmachtenden Sehnsucht, und des heimlichen Seufzens. Da vergißt er der lustigeren Liebkosungen. Und mich dünckt, daß **Maria** nach diesem Gesichtspuncte beurtheilt

urtheilt werden muß, und daß sich das Wort Mädchen hier nicht schicke. Doch es komt hier auf das Gefühl an. Meine Leser mögen es beurtheilen. Mich dünckt, so ofte ich diese Stellen lese, und es komt noch eine vor, da dieses Wort ebenfals gebraucht wird, so ofte fühle ich einen Widerwillen, ich bin mir aber nicht aller Ursachen bewust, warum mir dieses Wort hier nicht gefält.

Nun beschreibt der Dichter die **Cidli**, die eine Hauptperson in der Liebes-Begebenheit. **Cidli** wird als ein unschuldiges Kind vorgestelt, welches sich seiner Vollkommenheit nicht einmal bewußt ist, sondern allererst in den Jahren ist, in welchen die ersten Empfindungen der Liebe sich regen. Ein Frauenzimmer in der mannbaren Jugend ist wie eine Rose in voller Blüte. Wie bezaubernd ist nicht eine Rose! Allein eine Rosenknospe, die anfängt aufzubrechen, hat eine Reitzung, die eine Aehnlichkeit hat mit einer so jungen Frauensperson als **Cidli** war, und so malt sie unser Dichter. Er beschreibt erst ihre Auferweckung von den Todten. Ihr Sterben malt der Dichter so reitzend, daß ein ieder vernünftiger Mensch wünschen möchte: **Daß er selbst, nach in Unschuld verflossenen Jahren, aus dem Leben wegblühen, und heiter und freudig in die Gefilde des Friedens hinüber schlummern möchte. Wie süß läßt sichs auf die Art sterben.**

Die

Die Jugend der Cidli malt der Dichter unvergleichlich schön

Die zart aufblühende Schönheit der werdenden Jugend.

Durch die Vergleichung dieser Person mit der Sulamith wird der Leser ins Hohe Lied Salomonis versetzt, und seine Einbildungskraft wird daher mit allen den göttlichen Bildern erfüllt, welche in diesem Liede angetroffen werden, und die so unvergleichlich schön sind. Cidli hätte nicht reitzender können geschildert werden. Die Beschreibung, wie Sulamith verliebt worden, ist so malerisch und ergötzend, als was seyn kan.

Sulamith folgte der führenden Mutter,
Unter die Myrrhen, und unter die Schauer einladender Schatten,
Wo, in Wolcken süsser Gerüche, die himmlische Liebe,
Unsichtbar stand, in ihr Hertz die ersten Empfindungen hauchte,
Und das verlangende Zittern sie lehrte, den Jüngling zu finden.
Der, erschaffen für sie, dies heilige Zittern auch fühlte.

Hier wird die Liebe von allem buhlerischen Wesen gereiniget, und doch in aller ihrer erobernden Macht, und brennenden Beschaffenheit vorgestellt.

Als die Mutter des **Meßias Petrum** sieht, eilt sie und denckt ihr Sohn sey auch da. **Petrus und Johannes** kommen ihr entgegen, und stehn in einer Erstaunungsvollen Entzückung über den Anblick der **Maria** still. Hier beschreibt der Dichter das Hohe in dem Character dieser Frauensperson. Die Muttes des **Meßias** muste eine so verehrungswürdige Person seyn. Der Dichter hat durch eine vortrefliche Kunst, die Hoheit der **Maria** geschildert. Die andere **Maria** und **Cidli** sind vorher sehr schön beschrieben. Nun sagt er: **Maria** ragt vor den beyden andern Frauenspersonen so weit hervor, als Tabor vor den übrigen Bergen in Judäa, auch vor den **Moria**, **der auf seiner Stirne** das allerheiligste **Gottes trägt, und darunter zittert.** Alles kan unser Dichter maiestätisch beschreiben, wenn es nöthig ist.

Maria komt nunmehr so nahe, daß sie gewahr werden kan, daß JEsus nicht bey dem **Petrus** und **Johannes** ist. Sie bleibt wehmuthsvoll stehen, und kan eine Zeitlang kein Wort sprechen. Dieser Umstand drückt die ängstliche Bekümmerniß einer, ihren Sohn suchenden, Mutter recht schön aus. Sie blickt den **Johannes** an, und **lächelt weinend.** Das ist iust das Maaß der Betrübniß, welches ietzo **Maria** empfand. Sie war bekümmert genung, um Thränen zu vergiessen, ihre **Betrübniß aber war auch nicht so heftig,** daß

sie die Holdseeligkeit und liebreiche Freundlichkeit hätte hindern sollen, durch ein sanftes lächeln auszubrechen. Das heißt andern Leuten was vorweinen, auf eine solche Art, daß es ihnen nicht verdrüßlich und überlästig wird! Die gantze Rede der **Maria** ist die Rede einer Mutter, welche ihren Sohn unendlich zärtlich liebt, und dabey überzeugt ist, daß er unendlich weit über sie erhaben ist. Indem nun die gantze heilige Gesellschaft auf den **Meßias** wartet, so ist diese Stille hier die bequemste Gelegenheit, ein Paar Verliebte ihre Rolle spielen zu lassen. Die Materie von der Liebe ist schon durch hundert Dichter bearbeitet, und sie scheint erschöpft zu seyn. Allein unser Dichter weiß auch diese schlüpferige Leidenschaft auf einer solchen Seite vorzustellen, daß sie weder der Majestät des Heldengedichts, noch der Heiligkeit seines Helden zuwider ist. **Lazarus** steht bey der **Cidli**, und sieht mit **schmerzender Traurigkeit nieder.** Die **Cidli** wird die Liebe ihres Geliebten gewahr. Diese Liebe ist nicht die läppisch schmachtende Raserey eines Jungfernknechts, sondern eine Liebe, welche zwar die nothwendigen Folgen einer feurigen Liebe hervorbringt, denn sie **ist** eine **Empfindung der Seele, welche im Auge voll Wehmuth** gesehen werden kan; allein sie ist der Erhabenheit der christlichen Tugend gemäß, denn sie ist eine **leidende Tugend,**

welche von der Hoheit mit Zügen der himlischen geschmückt ist. Auf eine solche Art bekomt die Liebe alle Reitzungen und Süssigkeiten der Liebe, und alle Majestät der Tugend. Das Hertz der **Cidli** zerfließt über den Anblick ihres Geliebten. Sie lispelt eine Reihe Gedancken her, wodurch sie die Sprache einer Liebe vollkommen redet, welche sich für ein junges unschuldiges Frauenzimmer schickt. Sie entdeckt zu gleicher Zeit ein zärtliches Mitleiden gegen den **Lazarus**, einen Wunsch der ihrige zu seyn, und alle die Leidenschaften, welche sich mit der Liebe vergesellschaften können. Der Dichter hat zugleich einen Knoten in diese Liebesbegebenheit gebracht, indem er erdichtet, daß die Mutter der **Cidli** ihr diese Liebe untersagt habe. Da es nun vor der Hand unmöglich zu seyn scheint, daß diese Personen in ihrer Liebe glücklich seyn werden, und alle zärtliche Leser doch wünschen daß es geschehe; so wird dadurch die hoffende Neugierigkeit der Leser gereitzt, zu verlangen, was der Dichter dieser Liebe für einen Ausgang geben werde.

Als **Lazarus** die **Cidli** weinen sieht, kan er diesen Anblick nicht ertragen, sondern schleicht sich aus der Versamlung fort, und redet mit sich selbst. Diese Rede ist ein Meisterstück, man mag nun die Hoheit der Gedancken, oder das Pathetische oder das Fromme in derselben betrachten. Solte ich alle

Schön-

Schönheiten entwickeln, so würde ich sehr weitläuftig seyn müssen. Ich will nur einige Stücke anführen. Wie nachdrücklich ist nicht diese Stelle!

Mein Leben voll Quaal, mein trauriges Leben.
Ist noch immer von ihr ein eintziger langer Gedancke.

Kan man die Macht der Liebe nachdrücklicher beschreiben? Ein eintziger langer Gedancke von Cidli macht das gantze traurige Leben des Lazarus aus! Eben so neu und so schön beschreibt er seine verliebten Gedancken und Empfindungen. Er fragt sich selbst, warum, wenn er Cidli sieht oder abwesend an sie denckt, in ihm entstehen,

Neue Gedancken, von denen mir vormals keiner gedacht war?
Bebende ganz in Liebe zerfliessende, grosse Gedancken!
Jeder von ihnen mit seeligem Lächeln und Hoheit bekleidet.
Jeder mit Klarheit umstralt, und der Unvergänglichkeit würdig!
Tausend bey tausend steigen sie auf, wie auf goldenen Stufen
Hoch gen Himmel, sich unter der Engel Gedancken zu mischen,
Warum weckt von der Lippe der Cidli die silberne Stimme,

Warum vom Auge der mächtige Blick, mein schlagendes Hertz mir
Zu Empfindungen auf, die mich allmächtig ergreifen?
Die sich rund um mich her, wie in helle Versamlungen drengen,
Jede, gleich einer schönen That, edel, und rein, wie die Unschuld!

Das heißt, so lieben daß man sich der Liebe nicht schämen dürfe! Wenige Menschen werden die Schönheit der Liebe des **Lazarus** empfinden, denn die Kunst recht zu lieben ist ungemein selten in der Welt anzutreffen.

Wir müssen sonderlich bemercken, wie unvergleichlich der Dichter den Affect der Liebe mit der Frömmigkeit verbindet. Wer seine Amarillis mehr liebt als GOtt, oder, über der Liebe, GOttes vergißt, der ist ein strafbarer Götzendiener. **Lazarus** liebt als ein Heiliger:

GOtt selbst liebt ich noch mehr, weil du sein hohes Geschenck warst,
Weil ich, wie auf Flügeln, von deiner Unschuld getragen,
Näher dem liebenswürdigen kam, der so schön dich gebildet,
Der so fühlend mein Hertz, und deins so himlisch gemacht hat.

Gegen

Gegen das Ende der Rede steigt der Affect des Lazarus, bis er mit einer gemäßigten Verzweifelung denckt, er sey vergebens von dem Meßias auferweckt, und alsdenn verstumt. Wie prächtig und nachdrücklich ist dieses alles nicht gesagt! und wie erhaben ist nicht die Auferweckung des Lazarus beschrieben!

Ich verkenne die Herrlichkeit meines Lebens!
Und die Stimme des Sohnes Gottes, die zu mir hinab kam
In die Gräber! Vergebens vernahm ich den Fußtrit der Allmacht.
Ihren donnernden Gang, daß ieder Gebeinvolle Hügel
Unter mir bebte, daß über mir klangen die Halleluja
Derer, die niemals die Schauer der Auferstehung empfanden.

Nachdem die Mutter des Meßias eine zeitlang gewartet hatte, wird ihr die Zeit zu lang, sie steht auf und will JEsum suchen. Dieser Umstand ist dem Affect der Maria vollkommen gemäß. Sie sucht ihren Sohn, um ihm die Lebensgefahr zu melden, in welcher er ietzo stehe. Sie gläubte demnach es sey keine Zeit zu verliehren. Sie sagt dem Johannes, was sie ihrem Sohne zu sagen

willens sey. Ein eintziger Umstand ist merckwürdig. Nachdem sie bey nahe alle Vorstellungen erschöpft, die eine zärtliche Mutter einem Sohn vorhalten kan, um ihn zu bewegen, seines Lebens zu schonen; so unterbricht sie sich selbst:

Aber du blickst mich nicht an!

Sie hatte es schon einmal erfahren zu Cana, daß der Meßias ihrer Vorstellungen nicht achte, wenn es auf seine Amtsführung ankam. Sie befürchtet also schon, es werde ihr dieses mahl eben so gehen. Nachdem sie ausgeredet eilt sie davon:

So fliegt ein grosser Gedancke
Feurig gen Himmel empor zu dem, von dem er gedacht war.

Dieses kurtze Gleichniß malt nicht nur die Eilfertigkeit der Maria lebhaft, sondern gibt derselben auch ein majestätisches Ansehen.

Der Meßias sieht seine Mutter nach seiner Allwissenheit, und geht ihr aus dem Wege, er setzt sich aber zugleich vor, sich ihrer zu erbarmen. So muste der Erlöser über alle die Schwachheiten erhoben seyn, welche ihn bewegen könnten, den Bitten einer Mutter zu folgen, die es zwar gut meinte, aber die Sache nicht recht verstand. So muß ein grosser Geist seine Pflicht thun und der Zärtlichkeit kein Gehöre geben, wenn sie der Pflicht widerspricht. Diese scheinbare Härte, welche der Meßias gegen

seine

seine Mutter beweißt, indem er sich nicht finden läßt, und also die Angst seiner Mutter vermehrt, ist eine Ausnahme die er machen muß. Er versüßt sie aber durch seine Erbarmung gegen seine Mutter, die einem Sohne anständig ist, welcher zugleich der göttliche Erlöser seiner Mutter ist.

Ach, ich will mich deiner erbarmen! Noch mehr, als die Mutter
Eines Sohns sich erbarmet, will ich mich deiner erbarmen
Wenn ich auferweckt bin!

Diese wiederholten Versicherungen der Erbarmung müssen einem ieden durch Hertz gehen, der noch fühlen kan. Sonderlich wenn er alle gegenwärtigen Umstände der **Maria** überlegt, als welche nach Trost schmachtet.

Der **Meßias** komt mit seinen übrigen Jüngern, und den unsichtbaren Engeln, gegen die Abenddemmerung nach Golgatha. Die gantze Versammlung geht langsam und stille. Diese Langsamkeit und Stille gibt der gantzen Gesellschaft ein majestätisches Ansehen, und erhöhet den Character des Meßias ungemein, da er mit so vieler Gemüthsruhe sich einem gewissen und abscheulichen Tode nähert. Die Gedancken, die dem **Meßias** bey dem Anblick des Golgatha und seines Grabes einfallen, sind dem Erlöser des menschlichen

Geschlechts vollkommen anständig, und stellen den Versöhnungstod in aller seiner maiestätischen Herrlichkeit vor. Der Meßias verliehrt sich in diesen süssen Gedancken, und denckt:

Sinn ich ihm nach, so zittert Entzückung durch
meine Gebeine,
Und der Menschheit Empfindung verstumt.

Der Meßias gelanget nun zu Jerusalem an, und der Verräther Judas verstelt sich, und mischt sich in sein Gefolge. Hier hat der Dichter einen unvergleichlichen schönen Umstand angebracht, damit dieser Gang des Meßias nicht unthätig bleiben möge. Ithuriel nemlich war bisher der Schutzengel des Verräthers gewesen. Das war nun nicht mehr möglich. Es wendet sich daher dieser Engel an den Meßias, und seine gantze Rede ist vortreflich. Indem er seinen gerechten Zorn gegen den Verräther bezeuget, so zeigt er zugleich, wie herrlich Judas geworden wäre, wenn er nicht ein Verräther geworden. Dadurch wird Judas als die abscheulichste Person vorgestellt, weil er von einer so hohen Stufe der Herrlichkeit bis in das äusserste Verderben freywillig herunter gesuncken. Ithuriel, der gerne den Meßias will leiden sehen, wird zum zweyten Schutzengel des Petrus von dem Meßias verordnet. Und wie groß muß nicht dieser Tod seyn, da die

Engel

Engel so begierig sind, Augenzeugen desselben zu werden?

Der Gang Christi durch Jerusalem, bis in das Hauß, wo die abgeschickten Jünger ein Mahl bereitet hatten, wird kurtz aber ungemein erbaulich beschrieben:

> Er gieng viel hohe Paläste
> Prächtiger Sünder vorbey, trat ietzt in die stillere Wohnung
> Eines verkannten und redlichen Manns.

Wie eitel ist nicht die glåntzende Pracht der irrdischen Hoheit! Der **Meßias** setzt sich zu Tische, und seine Blicke, mit denen er in die Versamlung herum sieht, sind Blicke des Welterlösers, denn

> Von seinem Auge floß Ruhe,
> Frohe, tiefsinnige Wehmuth und Seeligkeit, in die Versamlung.

Was nunmehr noch in dem vierten Gesange folgt, sind mehrentheils Reden des **Meßias**, die er bey seinem Abschiede von seinen Jüngern, bey der Einsetzung des Abendmals u. s. w. gehalten. Sie sind gantz aus der Bibel genommen, und unser Dichter erzählt sie, ohne daß er viele Verzierungen den Reden Christi zugefügt hätte. Und das müssen wir in diesem Falle als eine besondere Schönheit ansehen, und als eine Probe der reifen Beurtheilungskraft unsers Dichters.

Wer

Wer die Reden grosser Herrn erzehlt, der muß aus Ehrerbietung sie ohne fremden oder eigenem Zusatz erzehlen. Des Dichters heilige Ehrfurcht, die er gegen den Helden seines Gedichts bezeugen muß, erfordert demnach, daß er diese Reden des Meßias so vortrage, wie er sie aus seinem Munde vermittelst der heiligen Schrift vernommen hat. Ueberdies sind die Gedancken des Meßias in diesen Reden, und die Sachen, die er vorträgt, so rührend, wichtig und erhaben, daß die einfältigste Vorstellung derselben eben so starck auf die Gemüther der Leser würcket als die schönsten poetischen Gedancken. Unterdessen hat der Dichter doch einige Kunstgriffe angebracht, durch welche er die Majestät dieser Reden in ein grösseres Licht gesetzt hat.

Ehe er den Anfang macht mit der Erzehlung dieser Reden, schickt er eine neue poetische Anruffung, oder Anrede an sein Lied voraus. Der Leser erwartet demnach was wichtiges, weil der Dichter so zu reden seine Kräfte von neuem samlet, und also wird der Leser dadurch um so viel aufmercksamer gemacht.

Meld iezt mein Lied, den Abschied des liebenden von dem Geliebten,
Und die Reden der traurenden Freundschaft. Wie damals der Jünger,
Der mit dem hohen Jacobus ein Sohn des Donners genennt wird,

Und

Und in der einsamen Patmus die Offenbarung auch sahe,
An der Brust des Meßias des vollen Hertzens Empfindung
Sprach, und gen Himmel vom Auge des liebenswürdigen aufsah;
Also fliesse mein Lied voll Empfindung und seeliger Einfalt.

Dieser Wunsch einer seeligen Einfalt in dem folgenden Theile dieses Liedes thut die gewünschte Würckung. Man erwartet nun keinen poetischen Putz, sondern man macht sich gefaßt, in dem Anschaun der wichtigsten Sachen sich zu verliehren.

Nachdem der Meßias eine Zeitlang von seinem Versöhnungstode geredet, sagt der Dichter:

So sagt der Erlöser.
Schaut gen Himmel und schweigt. Er hatte lange geschwiegen,
Als er fortfuhr.

Wie wichtig muß nicht die Sache seyn, davon der Meßias geredet! Er selbst verliehrt sich in der entzückenden Betrachtung derselben, und es währet lange, ehe er wieder zu sich selbst komt und fort redet. Nachdem er weiter fortgeredet, schweigt er bald wieder stille, und die Jünger um ihn. Diese ehrerbietige Stille verursacht, daß den Leser

ser ein heiliger Schauer überfält. Es fält mir hier die Stille ein, welche nach der Offenbahrung Johannis, bey einer gewissen Gelegenheit im Himmel entstanden. Der Dichter vergleicht diese Stille mit der Stille, die bey der Einweihung des Tempels, welche Salomo verrichtet, geherrscht, und dadurch vermehrt er das heilige und ehrwürdige dieser Stille, und er verursacht dadurch zu gleicher Zeit, daß des Lebbäus Rede, wodurch er diese Stille unterbricht, nicht etwa ein ruchloses und unehrerbietiges Unvermögen zu schweigen scheinen möge. Die Rede des Lebbäus ist voller Empfindung, und befördert den Eindruck der Reden Christi in die Gemüther der Leser.

Hierauf folgt die Begebenheit, daß der Meßias seinen Verräther entdeckt, und das Abendmal einsetzt. Bey dem letzten Stück ist sonderlich merckwürdig, daß der Dichter die Kunst verstanden, besser und nachdrücklicher, als manche Prediger durch lange Predigten, den würdigen Genuß dieses Sacraments einzuschärfen. Wem muß nicht ein banges Schrecken bebend durch die Glieder laufen, wenn er diese Worte lieset:

> Jetzt sprach er die feyerlichen Worte,
> Die so viel Priester der Christen, so viele Gemeinen
> Kühn entweihn, und in lauten Gesängen das Urtheil des Todes
> Ueber sich rufen.

An

An dem Beyspiel des Johannes stellt der Dichter auf das lebhafteste vor, was für Seeligkeiten der würdige Genuß des Abendmals mit sich führt. Die Art, wie ers empfängt, malt uns einen Menschen vor, welcher dieses Sacrament würdig empfängt; und die Seeligkeit, daß er gewürdiget wird, die Herrlichkeit Christi zu sehen, stellt uns den Nutzen des würdigen Genusses vor. Johannes wird truncken von den reichen Gütern des Hauses GOttes.

Und er sanck verstummend ans Herz des hohen
Meßias.

Wie beneidenswürdig ist nicht die Seeligkeit des Johannes? **Gabriel** wird durch diesen tugendhaften Neid, bey dem Anblick des Johannes gerührt:

Gabriel aber erhub sich mit leisen Lüften, und
sagte
Feurig zu JEsu: umarme mich auch, wie du diesen
umarmest,
Gottmensch, Erlöser!

Wer wünscht nicht eben dieses mit dem **Gabriel**? Wie himlisch süß müssen nicht die Umarmungen des **Meßias** seyn? Kan ein trockenes theologisches Geschwätze solche Empfindungen erschaffen? Als **Judas** das Abendmahl empfängt, entdeckt der **Meßias** seinen Verräther dem **Johannes**. Dieser geht

geht fort zum Caiphas. Er trägt zwar alle Zeichen seiner Bosheit an sich, allein er redet mit sich selbst, als wenn er eine grosse That vorhätte. In seinen vorher erzehlten Reden, herrschte noch eine Empfindung eines Jüngers des Meßias, und er kämpfte noch mit seiner Pflicht. Allein seine ietzige Rede ist die Rede eines verstockten Bösewichts. Der Mensch kan nicht auf einmal sehr schlim werden, und der Dichter hat den Judas nach und nach bis zu dem Gipfel der Boßheit geführt. Hat der bisherige Auftrit in diesem Gedicht das Gemüth eines christlichen Lesers mit einer stillen und heiligen Ehrfurcht durchaus angefüllt, so wird es der nächst folgende noch mehr thun: Denn Judas der eintzige Bösewicht ist nun weggegangen, und nunmehr ist die Versamlung gantz heilig. Und

> **JEsus, seiner Grösse gewiß, und wegen der Nähe**
> **Seiner Versöhnung ins helle der Ewigkeit ausgebreitet,**
> **Sprach mit göttlicher Hoheit und Ruh zu seinen Erwählten.**

Nachdem der Meßias von seinen Leiden geredet, seine Jünger getröstet, und ihnen das neue Gebot der Liebe gegeben, verkündiget er dem Petrus, daß er den Meßias verleugnen werde. Hierauf verrichtet er sein hohespriesterliches Gebet. Die Vorbereitung die der Dichter den Meßias machen läßt,

läßt, muß einem durchs Hertz gehen, und eine empfindliche Wehmuth verursachen.

Er kniete nieder, zu beten.
Um ihn knieten die Jünger. Seyd ihr auch alle zugegen?
Sprach der Erlöser mit Wehmut. Hier sind wir! Sprachen die Jünger.
Eines Stimme hör ich nicht mehr! Seyd ihr alle zugegen?
Judas Ischarioth fehlt! Sprach mit schwachem Laute Lebbäus,
Und sanck nieder.

Wer kan hier ungerührt bleiben? Der Meßias wolte eins der wichtigsten Stücke seines Mittleramts verrichten, und er erscheint mit zärtlicher Sorgfalt einer Mutter, welche, wenn sie eine Wohlthat austheilen will, keins ihrer Kinder vergißt. Die wiederholte Frage: seyd ihr auch alle zugegen? zeugt von der erbarmenden Zärtlichkeit des Meßias, und macht den Judas verfluchenswürdig. Es thut dem Meßias weh, daß Judas nicht da ist, kaum verdient dieser Bösewicht so viel Liebe.

Nachdem der Meßias sein Gebet zu Ende gebracht, so geht er über den Kidron zum Gericht. Und da numehr das Leiden desselben seinen Anfang nehmen soll, so hat der Dichter seine Leser, zum Beschluß des vierten

Gesangs, auf die folgenden Thaten recht vortreflich vorbereitet, und ihre Neugierigkeit gereitzt. Zuerst erdichtet er, daß der Meßias dem Gabriel Befehl gegeben, die Engel zu versamlen. Dieses zeigt nicht nur von der königlichen Hoheit des Meßias, sondern der Leser muß nothwendig vermuthen, daß etwas sehr wichtiges auf dem Tapet seyn müsse, weil die Engel auf ausdrücklichem Befehl des Meßias versamlet werden. Zum andern reitzt der Dichter die Erwartung des Lesers ungemein, durch eine unvergleichliche Beschreibung der Thaten, die nunmehr erzehlt werden sollen.

Und nahte sich erhabneren Thaten,
Als seit der Engel Geburt, als seit Erschaffung der Erden
Und der Himmel geschehn sind, auf jeder Unendlichkeit Schauplatz
Jemals geschehn sind! Er nahte sich still den göttlichen Thaten.
Aeusserliches Geräusch, und Lerm, süßtönend dem Eiteln,
Klein genung, den Thaten der Helden, die Staub sind, zu folgen,
War nicht um den hohen Meßias! War nicht um den Vater
Als er vordem die kommenden Welten dem Unding entwinckte.

Durch

Durch diesen Gedancken erhebt der Dichter seinen Helden, unendlich weit über alle Achilles und Aeneas, und über einen ieden Held, den irgends ein Homer oder Virgil, besungen. Die letzte Zeile enthält zugleich den Beweiß, daß der Dichter nicht falsch denckt. Der gantze Lerm, den unsere Helden als den Beweiß ihrer Hoheit ansehen, muß sehr geringschätzig seyn, weil er bey einer der grösten Thaten, nemlich der Schöpfung der Welt nicht zugegen gewesen. Der Meßias darf, so wenig als sein Vater seine Thaten nicht durch einen äusserlichen Zusatz groß machen, sie sind ohnedem groß genung.

Der gantze fünfte Gesang handelt von einer Materie, von welcher wir sehr wenige Nachrichten haben, nemlich von dem Gerichte so Gott über den Meßias gehalten. Die Schrift sagt uns: Christus sey in das allerheiligste eingegangen, und habe eine ewige Erlösung erfunden. Es ist also offenbar, daß der Meßias als ein Sünder, im Namen des gantzen menschlichen Geschlechts, von GOtt ist gerichtet worden. Allein in der Bibel finden wir keine weitläuftige Nachricht von diesem Gerichte. Unser Dichter bekomt also eine Materie, an der er die Fruchtbarkeit und Stärcke seines poetischen Geistes in einem sehr hohen Grade zeigen kan. Und er hat auch diese Materie, mit einer grossen Geschicklichkeit, ausgeführt. Er hat alles zusammen gesucht,

was schrecklich und majestätisch ist, um dieses Gericht recht groß vorzustellen. Es ist ihm überdies erlaubt gewesen, die Umstände zu erdichten. Er nimt an, daß Tabor der Ort sey, wo der **Meßias** vor dem göttlichen Gericht erscheinen soll, und die Zeit setzt er in die Nacht, da der Meßias gefangen genommen ward, in die Stunde da er nach den Nachrichten der Bibel betete, und blutigen Schweiß schwitzte. Und weil in der Bibel erzehlt wird, Christus habe zu drey unterschiedenen malen, in dieser Nacht, gebetet, so nimt der Dichter an, daß das Gericht, welches GOtt über den **Meßias** gehalten, aus drey Handlungen bestanden. Und diese drey Handlungen machen, den gantzen Inhalt des fünften Gesanges, aus.

GOtt begiebt sich von dem ewigen Throne, wo er hoch und voll Ernst saß, auf **Tabor**. Diese Sache weiß der Dichter durch seine Erfindungen so majestätisch zu beschreiben, daß nichts drüber ist. Er hat einen dreyfachen Umstand erdichtet, er führt nemlich den **Eloa** redend ein, die Seele eines verstorbenen Morgenländischen Weisen, und den Stamvater eines Geschlechts welches einen andern Planeten bewohnt. Diese Personen sind es vornemlich, welche die fürchterliche Gestalt des **Jehovah** beschreiben, die er angenommen, als er, um den **Meßias** zu richten, sich auf den **Tabor** herunter gelassen. Wir

wollen

wollen noch bemercken, daß der Dichter dadurch nicht nur seine gantze Vorstellung lebhafter und voller Handlung macht, sondern er macht sie wahrscheinlicher, indem er die Augenzeugen dieser Sache redend einführt. Hätte er es selbst erzehlt, so würde man nicht wissen, wo er alle diese Nachrichten hergenommen.

Eloa erscheint zuerst im fünften Gesange, neben dem Jehovah stehend, welcher das fürchterliche Ansehen eines strengen Richters angenommen. **Eloa** redet ihn an, und bezeugt nicht nur sein Erstaunen, sondern erkundiget sich auch mit aller schuldigen Demüthigung nach demienigen, was Jehovah ietzo vorzunehmen Willens sey. Diese gantze Rede des **Eloa** ist voller grossen Gedancken, und stelt das fürchterliche in der ietzigen Gestalt ungemein lebhaft vor. Sonderlich ist das einer von den merckwürdigsten Umständen, daß **Eloa** sagt: Alle Myriaden der Engel und alle Sphären seyn stille geworden.

Gott, kaum sahst du herab, da waren die Sterne geflohen!

Wie fürchterlich muß nicht der Richter aussehen, da die gantze Schöpffung entflieht, und wie groß muß der **Meßias** seyn, da er es wagt, vor einem solchen Richter zu erscheinen! **Eloa** selbst, der doch der gröste Seraph ist, fürchtet sich zu sterben, wofern ihn

GOtt mit dem schrecklichen Blicke ansehe, mit welchem er ietzo auf die Erde hinunter sieht. Ich will keine besondere Stelle aus dieser Rede anführen, sie sind alle groß und vermögend Furcht und Schrecken zu erwecken. Eins muß ich anführen, welches ich für einen kleinen Fehler hatte. Nemlich der Dichter bringt den Gedancken an: **Und ein Gestirn dem andern im vorübergehen sage.** Wenn man durch die Gestirne, die vor den andern vorüber gehen, nicht bloß die wenigen Planeten, die um unsere Sonne herum laufen, verstehen will, und das würde die Grösse des Gedanckens ungemein vermindern: so ist der gantze Gedancke falsch, denn es scheint uns nicht einmal so, als wenn ein Stern vor dem andern vorüber gehe.

GOtt antwortet dem **Eloa**, und entdeckt ihm sein Vorhaben:

Seraph! ich steig jetzt herab, Gott den Meßias zu richten,
Der sich, zwischen mich und das Geschlecht der Menschen, gestellt hat,
Da steht, und muthig mein gantzes Gericht, ein Gottmensch, erwartet.

Diese Rede Gottes setzt die Grösse des **Meßias** in ein erstaunungswürdiges Licht. Die gantze Natur konte diesen Anblick des Richters nicht ertragen. Alle Seraphim schwiegen, und verhüllten sich. **Eloa** selbst fürch-

tet sich zu sterben. Der Meßias allein steht da, und erwartet das gantze Gericht, und zwar muthig. Wie weit übertrift er nicht den standhaften Mann des Horatz, auf welchen die Trümmer der Welt fallen, ohne daß er erschrickt!

Nun erhebt sich GOtt von seinem Thron, und alles bebt.

Der Thron klang
Unter ihm hin, da er aufstand. Des Allerheiligsten Berge
Zitterten, und mit ihnen das Haupt am hohen Altare
Des Meßias, mit ihnen die Wolken des heiligen Dunckels
Dreymal flohn sie zurück. Zum viertenmal bebte das Antlitz
Des erhabenen Gerichtstuls, und seine furchtbaren Stufen
Sichtbar hervor; und der ewige stieg vom himmlischen Throne.

Das majestätische in dieser Vorstellung muß einem jeden einleuchten. Und wer eine lebhafte Einbildungskraft besitzt, der wird dencken, er sähe dieses vor seinen Augen sich zutragen, denn die Vorstellung ist nach der Optic ungemein natürlich und schön gemalt. Ueberdies wird ein jeder, der in der Bibel fleißig ließt, sich leicht erinnern, daß diese

sinnlichen Vorstellungen insgesamt in derselben angetroffen werden.

GOtt, nachdem er sich von seinem Throne erhoben, schwebt daher, durch den Sonnenweg, der sich nach der Erde zu senckt. Dieser Gang GOttes erfodert Leben und Handlung. Es erdichtet demnach der Dichter, daß auf diesem Wege dem Jehovah ein Seraph begegnet, der sechs Seelen verstorbener morgenländischer Weisen geführet. Er nennt diese Weisen mit Namen, und characterisirt sie zwar sehr kurtz, aber auf die erbaulichste Weise. Er legt einem jedweden eine Tugend bey, die denselben der Seeligkeit würdig macht. Es sind lauter grosse Tugenden, die er ihnen beylegt. Der Leser mag diesen Characteren selbst nachdencken, so wird er sie in aller ihrer Reitzung fühlen. Wie nachahmungswürdig ist nicht z. E. **Beled**. Dieser hatte einen Todfeind. Allein **Beled** hatte sich nur durch Großmuth gerochen, und hatte ihm sein halbes Königreich gegeben. Sein Feind ward dadurch dergestalt gerührt, daß er nicht nur so tugendhaft ward als **Beled**, sondern daß er dem, den er so sehr gehasset, die lächelndbrechenden Augen thränenvoll zudrückte. Möchte ich doch auch so großmüthig seyn als **Beled**! Als der Seraph mit diesen sechs Seelen sich GOtt nähert, und die Herrlichkeit GOttes hoch vor ihnen vorüber geht, ruft der Seraph: **das ist GOtt!**

Und Selima wagte die neue Stimme,
Und da er sprach, erstaunt er vor seiner helltönenden Stimme,
Die, mit silbernem Laut, wie in Gesänge, dahinfloß.

Der Umstand, daß Selima über seine eigene Stimme erstaunt, ist ungemein artig, und der Natur gemäß.

Die Rede, die Selima an GOtt hält, ist durchaus schön. Sonderlich ist die Stelle vortreflich, in welcher er sagt:

Seeliger, unaussprechlicher Schöpfer, dich hört ich die Liebe
Unter den Sterblichen nennen! Wie bist du aber so schrecklich!
Wie ist dein Auge zum Tode gerüstet! Dein Seraph verhieß mir,
Als ich gestorben war, daß ich nicht solte dein ernstes Gericht sehn.
Aber du bist furchtbar, sehr furchtbar, o Gott, mein Erbarmen!
Doch du richtest mich nicht! Das fühlt sie, die betende Seele,
Die du dir schufst, ihr Ewigkeit gabst, und deinen Erlöser!

Wenn der Leser bemercken wird, daß Selima wenn ich so sagen soll, zu verstehen gibt, daß er befürchte, er habe sich in seiner Vorstellung

lung von GOtt geirret, und sey durch die Versicherung des Seraphs hintergangen; und daß er sich selbst doch nicht vor GOtt, als vor einem erzürnten Richter fürchtet, so wird dieses standhafte Vertrauen des Selima, und dieser Zweifel desselben einen besondern Eindruck in sein Gemüth machen.

Der Dichter verbindet hier allemal mit dem erbaulichen das Erhabene. Zu dem Ende bringt er den Lesern wiederum den **Eloa** vors Gesichte, und die Beschreibung desselben erfült die Einbildungskraft mit lauter grossen Bildern.

Auf der andern Seite des Sonnwegs schwung sich Eloa
Muthig auf seinen gläntzenden Wagen, auf dem er Elias
Zu dem Himmel erhub, auf dem er, ein Führer der Engel,
Dothan, auf deinen Bergen entwölckt, von Elisa gesehn ward.
Seraph Eloa stand hoch auf dem Wagen. Ihm kam in sein Antlitz,
Durch die Himmel ein tausendstimmiger Sturmwind, entgegen.
Da erklangen die goldenen Achsen, da flog ihm sein Haupthaar
Und sein Gewand, wie Wolcken, zurück. Mit muthiger Stärcke

Stand

Stand des Seraphs Fuß da. Er hielt in der hohen Rechte
Ein Gewitter empor. Bey jedem erhabenen Gedancken
Donnert er aus dem Gewitter hervor, und folgte Jehovah
Tausend Sonnenwege.

Ein jeder angeführter Umstand ist groß, prächtig und erstaunenswürdig. **Aristoteles** hat eine Stelle in dem **Homer** als ein Beyspiel des erhabenen angeführt, wo **Homer** sagt, daß die Pferde des **Neptuns** auf einmal so weit gesprungen, als man sehen können. Wie erhaben denckt nicht unser Dichter, da er den Seraph tausend Sonnenwege folgen läßt? und man bedencke, wie groß der Dichter einen Sonnenweg nimmt. Wie schön ist nicht die Beschreibung des Wagens. Der Seraph hält in der Rechten ein Gewitter! Er trotzt tausend Sturmwinden! Die Haare fliegen wie Wolcken zurück, er steht doch fest! Wie groß ist alles in dieser Beschreibung.

Jehovah geht ietzt durch die Milchstrasse, vor einem Sterne vorbey, auf welchen Creaturen wohnen, die wie die Menschen beschaffen waren, und welche der Dichter Menschen nennt. Sie hatten aber nicht gesündiget, und waren also unsterblich. Diese gantze Erzehlung enthält zugleich eine ungemein nach-

nachdrückliche und rührende Beschämung für das menschliche Geschlecht. Wäre Adam nicht gefallen, so würden wir so seelig und unschuldig gewesen seyn. Der Stamvater und die Stammutter dieses Geschlechts der Menschen werden recht schön beschrieben. Der Dichter hat sonderlich dem väterlichen Triebe ungemein geschmeichelt. Wer auch nur muthmasset, wie einem Vater zu Muthe ist, den wird die folgende Stelle in eine süsse Entzückung setzen. Was für Aufwallungen müssen das Hertz eines Vaters erheben, wenn sich rings um ihn herum ein Volck seiner Nachkommen versamlet? Und wie artig ist der Umstand, daß allemal alle Nachkommen ihre Kinder im ersten Jahre ihrem Stamvater zugeführt, als so zu reden einen Tribut, den sie ihm schuldig sind?

> Weit verbreitet zu seinen Füssen, auf lachenden Hügeln,
> Und das lockichtwerdende Haar mit Blumen umkränzet,
> Und mit klopfenden Hertzen, der Tugend des Vaters zu folgen,
> Sassen die jüngsten Enckel. Sie, brachten die Väter und Mütter,
> Itzt ein Jahr alt, der ersten Umarmung des segnenden Vaters.

Dieser würdige Vater empfindet alle Seeligkeit dieses Anblicks, und hebt seine Augen

gen

gen Himmel. Da sieht er Gott wandeln, und hält eine Rede an seine Kinder. Wie schlecht erfüllt ein Vater seine Pflicht, wenn er nicht, wie dieser Vater thut, seine Kinder von der Gottheit unterrichtet, und sie zu der Erkenntniß der göttlichen Wohlthaten leitet. Alle Beschreibungen sind groß und nachdrücklich. Dieser Altvater geräth in eine freudige Entzückung, indem er sich der Stunde erinnert, in welcher ihn Gott erschaffen, und ihn segnend den Umarmungen seiner Ehegattin zuführte:

Sprich, Ceder! und rausche!
Sprich! Denn unter dir sah ich ihn wandeln. Steh,
reissender Strom, still!
Steh dort! Denn da gieng er hinüber.

Hierauf redet er GOtt an, und geräth in ein banges Erstaunen über den furchtbaren Anblick Gottes. Dieses vermehrt, dem Zweck des Dichters gemäß, das schreckliche in der Vorstellung GOttes als eines Richters, der jetzt bereit ist, dem Meßias das gantze Gewicht seines gerechten Zorns fühlen zu lassen. Hierauf erzehlt er seinen Kindern den Fall der Menschen, und beschreibt auf eine wehmüthige Weise das Elend, was daher entstanden. Diese Beschreibung macht in die Gemüther dieser unschuldigen Menschen, die weder von dem Tode noch von der Sünde etwas

etwas wissen, einen so schmertzhaften Eindruck, daß sie alle anfangen zu weinen.

Ihn unterbrach ein wehmüthiges Weinen
Seiner Kinder um ihn. Die Väter drückten die Söhne,
Und die Mütter die Töchter, bethränt, an die schlagenden Hertzen,
Knaben faßten das Knie sich niederbiegender Väter,
Und entküßten die männliche Thräne dem Auge der Väter.
Hand in Hand saß Schwester und Bruder und sahen sich bang an.
Und an die Brust der theuren Geliebten, hinsinckend und seufzend,
Legten unsterbliche Jünglinge sich, und fühlten das Leben
Von den Hertzen der himmlischen Mädchen gewaltiger schlagen.

Sanfte menschliche Gemüther werden, durch diese Vorstellung einer traurenden Gesellschaft in eine grosse Versuchung mitzuweinen gerathen, und verdient das böse menschliche Geschlecht wohl, daß ein gantzes heiliges Volck seinetwegen in eine so tiefe Traurigkeit versetzt wird? Der Sünder, durch die Wollüste der Sünde gantz berauscht, träumt in einem Paradiese zu seyn; heilige Wesen im Gegentheil finden Ursach zu weinen, wo

der

der Sünder seine Freude sucht. Ist das menschliche Geschlecht, von dieser Seite betrachtet, nicht verabscheuungswürdig?

Der Stammvater ermannt sich wieder, und fängt an zu reden. In dieser Rede bezeugt er das zärtlichste Mitleiden, und eine rechte Bruderliebe gegen die Menschen. Der Leser mag selbst alle Zeilen überlegen, und er wird allerwegen, durch Empfindungen der allerzärtlichsten Liebe, gerührt werden. Wie freundschaftlich sagt er nicht zu dem gantzen menschlichen Geschlecht.

Unser Brudergeschlecht! wenn ja die Erde dein Grab wird.
Und auf einmal euch Gott in ihre Tiefen hinabgräbt:
O so wollen wir hier die Todten Gottes beweinen,
Und auf die Ruhestatt ihrer Gebeine, die Erd, oft hinabsehn.

Kan ein Ehegatte den andern zärtlicher betrauren?

GOtt nahet sich nun zur Erde. Wer den fünften Gesang bis hieher mit Gefühl gelesen hat, der wird sich nun Gott vorstellen, als angezogen mit seinem gantzen Gerichte, und mit allem seinem Verderben. Und wenn alle Menschen vor einem solchen GOtt erscheinen solten, so würde es ihnen ergehen, wie den Israeliten, bey dem Berge Sinai. Sie würden fliehen, und einen aus ihrer Mitte erwäh-

erwählen, welcher in ihrer aller Namen Unterhandlung mit GOtt pflege. Und das müste ohnfehlbar ein Gottmensch seyn. War GOtt den Israeliten so schrecklich, da er erst das Gesetz gab, wie schrecklich muß er seyn, wenn er Rechenschaft von den Uebertretern fodert? Wer sich in diese Denckungsart versetzt, der wird über die Grösse des Meßias erstaunen. Er wird eben die Betrachtung anstellen, die Eloa macht, als er von einem Wolckengebirge GOtt und den Meßias sah, in den Wolken hielt, da stand und donnerte:

> Sohn des Vaters! Wie groß mußt du seyn, dies Gericht zu ertragen!

Als GOtt sich auf den Tabor niedergelassen, erscheinen vor ihm alle Sünden des gantzen menschlichen Geschlechts. Der Dichter macht hier eine Beschreibung, die nicht nur ungemein lebhaft ist, sondern er hat auch die Kunst verstanden, durch diese Beschreibung die Sünden in ihrer abscheulichen Gestalt abzumalen. Wer eine lebhafte Einbildungskraft besitzt, der stelt sich GOtt auf Tabor als einen Richter vor, um welchen eine grosse Menge Verklagter und Kläger stehen, welche einen lermenden Tumult verursachen, der aber seiner selbst mächtig bleibt.

Aber GOtt dachte sich selbst, die Geisterwelt, die ihm getreu blieb,
Und den Sünder, das Menschengeschlecht. Da ergrimt er, und stand jetzt
Hoch auf Tabor, und hielt den tieferzitternden Erdkreis,
Daß er nicht vor ihm vergieng.

Wie majestätisch und Gott anständig ist nicht diese Beschreibung! GOtt erscheint hier in seiner Allmacht und göttlichen Grösse, und zugleich auch nach dem Character eines Wesens, welches einen unendlichen Verstand besitzt.

Eloa liest den Befehl des **Jehovah** aus seinem Antlitz, und stelt sich auf eine Mitternacht, und nachdem er die hohe Posaune genommen, bläst er den donnernden Ton des Weltgerichts in die Posaune, und citirt vors Gericht GOttes denjenigen, der sich im Namen des gantzen menschlichen Geschlechts freywillig dazu entschließt. Diese gantze Erdichtung gibt in der menschlichen Denckungsart dem Gerichte, so GOtt über den **Meßias** halten will, ein recht feyerliches Ansehen. Und indem er nicht namentlich vorgefodert wird, so stelt dieser Umstand den **Meßias** als eine Person vor, die, auf ihre eigene Grösse sich stützend, freywillig sich dem erschrecklichen Gerichte Gottes unterwirft.

Nun erscheint der **Meßias** als der gröste Held. Vor einen allmächtigen Richter zu erscheinen, der alle seine Verderben angezogen, auf eine so feyerliche Art unter Ankündigung des Weltgerichts vorgefodert zu werden, ist ein grösseres Unternehmen, als eine Feldschlacht wagen. Doch es ist eine Schande, eine so grosse Sache mit einer so kleinen Sache zu vergleichen. Der **Meßias** erschrickt nicht einmal.

> Und es schaute der Gottmensch vom Oelberg dem Seraph ins Antlitz,
> Hörte den Klang der Posaune! Da gieng er mit schnellerm Schritte
> Tief in Gethsemane hin.

Er erscheint vor dem Gerichte, und hier fängt sich die erste Stunde dieses erschrecklichen Gerichts an

Eine mäßige Ueberlegung wird einen jeden sehr leicht überzeugen können, daß diese gegenwärtige Materie die allerschwerste in diesem gantzen Gedichte sey, und der Dichter hat sich bloß, bey der Bearbeitung derselben, durch seine schöpferische Einbildungskraft helfen können. Damit er nun diese Materie würdig vorstelle, so sendet er eine neue Anrufung an die Muse voraus, und versichert, daß er das wichtigste von dieser Sache nicht sagen könne:

Und hätt ich
Eines Seraphs erhabene Stimme, mit welcher er GOtt singt;
Tönte von meinem eröfneten Munde die hohe Posaune,
Die auf Sina erklang, daß des Bergs Fuß unter ihr bebte;
Sprächen Donner aus meiner Rechte, Gedancken zu sagen
Die zu sagen, die himlische Harfe den Donnerton mißte:
Dennoch würd ich, Meßias, erfincken, dein Leiden zu singen.

Wir wollen von dieser gantzen ersten Stunde nur zweyerley überhaupt bemercken: denn eine jede Zeile dieses Stücks in unserm Heldengedichte ist vortreflich, und würdig, daß man sie recht überlege, um ihren völligen Nachdruck zu fühlen.

Erstlich wollen wir bemercken, daß der Dichter auf die allerlebhafteste Weise den **Meßias** in der allerniedrigsten Gestalt, und in dem tiefsten Elende vorstelt. Und das thut der Dichter auf verschiedene Weise. 1) Daß er den Meßias in solche elende Umstände setzt, und ihm die allerschmertzhaftesten Empfindungen ausstehen läßt. Er bückt sich über den Staub welcher, bang vor dem Richter, gegen sein Antlitz herauf

mit stillen Schauern erbebt. Er sieht vor Angst weder Himmel noch Erde, er ringt die Hände, er schwitzt Blut, ihn erschüttern Schauer auf Schauer, Empfindung auf Empfindung, des ewigen Todes Empfindung, seine Thränen fliessen in sein Blut. u. s. w. 2) Daß er den Meßias ein Gebet verrichten läßt, in welchem er seine Seelenangst ausdruckt. 3) Daß er vor den Augen des Meßias alle Schrecken der ewigen Verdamniß vorübergehen läßt, oder daß es ihm eben so erschrecklich zu Muthe ist, als wenn er verdamt wäre. 4) Daß er ihm nach dieser ersten traurigen Stunde keinen andern Trost empfinden läßt, als den Anblick seiner Jünger.

Drauf verließ der Meßias der Leiden traurige Stille,
Wandte sich gegen die schlafenden Jünger, nach so viel Leiden,
So viel einsamer Angst, der Menschen Antlitz zu sehen.
Mit dem Anblick der Menschen, mit diesem Troste zufrieden,
Gieng der Erlöser, und nahte sich still den schlafenden Jüngern.

Wie groß ist der Jammer und das Elend des Meßias, daß er weiter keinen Trost empfindet, als drey seiner Jünger zu sehen, die noch

dazu

dazu so sorgenloß schliefen, und noch biß jetzt so unverständig waren, daß sie nicht einmal einen rechten Begrif von dem **Meßias** sich machen konnten.

Zum andern wollen wir bemercken, daß der Dichter eine völlige Anständigkeit beobachtet hat, indem er den **Meßias** nicht unter seine Würde erniedriget hat. Er erscheint in seinem tiefsten Elende, als ein Wurm der sich im Staube krümt, und demohnerachtet blincken die Stralen der Gottheit hervor. Und dieses hat der Dichter auf folgende Art lebhaft vorgestelt. 1) Daß die Rede des **Meßias**, die er in seiner grösten Seelenangst an GOtt hält, eine Rede ist, die nur ein Gottmensch halten kan. Selbst die betrübteste Vorstellung, daß er von Gott, von Menschen und von Engeln verlassen, und dennoch das Gericht GOttes aushalten kan, ist ein Beweiß seiner Gottheit. Keine blosse Creatur ist eines solchen Maaßes der Leiden fähig. 2) Das der Dichter den ärgsten Teufel den **Adramelech** mit auf die Schaubühne führt. Dieses ist ein unvergleichlicher Einfall. Der **Meßias** war so tief erniedriget, daß dieser Teufel es sich einfallen ließ seiner zu spotten, allein er empfand bald die Gottheit dieses tief erniedrigten Mitlers:

Nahte sich Adramelech, und stand, des Meßias zu spotten.
Mit vernichtenden Stoltz im hohen Auge gerüstet,

Und im Meere verruchter Gedancken, gantz in sich verloren,
Stand er und feurte sich an, die Gedancken tönen zu lassen,
Wie ein Strom sich ergießt, wie die Donnerwolcke daher rauscht.
Aber es wandte der hohe Meßias sein Antlitz, und sah ihn
Mit der Mine des Weltgerichts an. Der wütende fühlte,
Wer ihn ansah, und bebt in sein Nichts ohnmächtig zurücke.
Mitten in einem verruchten, hoch aufgethürmten Gedancken,
Blieb er Gedanckenlos stehn. Nur diese Leerheit empfand er.
Sah den Himmel, die Erde nicht mehr, nicht mehr den Meßias;
Nur sich selber. Zuletzt vermocht er kaum zu entfliehn.

Wie groß ist nicht der **Meßias**, da er durch eine Mine einen der grösten Teufel bey nahe vernichtet. Es steckt hierin zugleich eine recht beißende Satyre über den Adramelech. Und sonderlich ist das ein unvergleichlicher Einfall, daß der Teufel, mitten in einem verruchten Gedancken, die Gedancken verliehrt. Die Gottlosen können zwar wider die Gottheit etwas unternehmen, aber nichts zu Ende brin-

bringen. Zum 3) erhält der Dichter die göttliche Majestät des so tief erniedrigten Meßias dadurch, daß er, nach geendigter ersten Leidensstunde, die Himmel singen läßt:

Aber ihm jauchzten die Himmel umher, und feyrten den Sabbath,
Seit der Schöpfung den zweyten, der heiliger ist, als der erste.

Der Dichter sagt so gar in den folgenden, daß diese Stunde die allerheiligste dieses Sabbaths gewesen. Verliehrt also der Meßias etwas von seiner göttlichen Grösse, ob ihn gleich der Dichter in die elendesten Umstände gesetzt hat?

Als die erste Stunde der Leiden vorbey war, gieng der Meßias zu den drey Jüngern, und fand sie schlafend. Der Dichter beschreibt die drey schlafenden Jünger kurtz, aber ihren Character gemäß. Wir wollen nur bey einem Jünger eine Anmerckung machen. Nemlich von dem Jacobus heißt es:

Noch fülte der Ernst des hohen Jacobus
Glüendes Antlitz. So schlummert ein Christ, vor seinem Tode,
Ruhig und ernst.

Ein aufmerckſamer Leser wird sich erinnern, daß der Dichter schon öfters den letzten Auf-

tritt des Lebens eines Christen, und die Empfindungen desselben in dem letzten Augenblicke des Lebens, gantz ungemein reitzend beschrieben. Hier ergreift er wiederum eine Gelegenheit, den sterbenden Christen in einer beneidenswürdigen Gestalt zu zeigen. Was für eine grosse Seele besitzt nicht ein Christ, da er vor dem Tode, dem Schicksaale, vor welchem die gantze Natur sonst zu erbeben pflegt, zwar mit ernstlichen Gedancken erfült ist, weil der Tod ein wichtiger Schrit ist, aber doch auch ruhig schlummern kan: denn der Christ allein ist vermögend dem Tode seine fürchterliche Gestalt zu nehmen.

Der **Meßias** gibt seinen schlafenden Jüngern einen Verweiß, allein indem er sie dieser Schwachheit wegen selbst entschuldiget.

Zwar ihr wollet es gern. Allein auch ihr seyd von Erde,
Und den himmlischen Geist drückt nach der Sterblichkeit Bürde.

So legt er eine Probe von seiner ungemein zärtlichen Liebe zu seinen Jüngern ab. Er verläßt die Jünger zum zweytenmale, begibt sich in die Einsamkeit, und geht wieder hin ins Gericht für alle Menschen zu leiden.

Der Dichter hat hier auf eine andere Art den leidenden **Meßias** vorgestelt als in der

ersten

ersten Stunde. Die Hauptsache bleibt zwar einerley. Der **Meßias** erscheint zwar in dem allertiefsten Elend, als ein höchst elender Mensch, aber auch zugleich als ein Gott, und der Leser wird dieses selbst gar leicht beobachten können. Allein die Art, wie der Dichter alles dieses sagt, ist von der vorhergehenden sehr unterschieden. Diese gantze Scene besteht bey nahe aus einer Rede des Abbadona. Meine Leser werden nicht nur diesen Teufel schon aus dem vorhergehenden kennen, sondern sie werden sich auch vielleicht erinnern, daß ich in dem ersten Stücke meiner Beurtheilung diesen Teufel für würdig erklärt habe, selig zu werden. Ich bin meines Mitleidens wegen, so ich gegen diesen poetischen Teufel fühle, denn ich halte es für unmöglich, daß ein solcher Teufel würcklich sey, getadelt worden, und ich weiß nicht, was Herr Klopstock mit demselben anfangen wird; allein so viel muß ich gestehen, daß die Rolle, die jetzo Abbadona spielt, ihn des Mitleidens und der Seligkeit noch würdiger macht. Ich hätte hier Gelegenheit mich gegen einen Schweitzer zu vertheidigen, der mich deswegen unter andern angegriffen, daß ich gegen diesen Teufel ein Mitleiden bezeuget. Allein es verlohnt sich nicht der Mühe einen Streit darüber anzufangen, denn es ist offenbar, daß ich alle diejenigen, welche ein grosses Vermögen mitleidig zu werden von der Na-

 tur

tur empfangen haben, auf meiner Seite habe. Die gantze Sache betrift die Frage, ob **Herr Klopstock** in der Schilderung des Characters des **Abbadona** glücklich gewesen? Wird dieser Teufel endlich einmal selig, so beantworte ich diese Frage mit ja, bleibt er aber ewig verdamt, so finde ich in diesem Character gar keine Wahrscheinlichkeit. Denn wenn die Teufel ewig verdamt bleiben, so haben sie drey Züge in ihrem Character, und die muß kein Dichter verletzen: 1) Sie sind bittere Feinde GOttes und des Meßias, und aller Tugenden; 2) sie üben gar keine Tugenden aus, wenigstens keine Tugenden die mercklich groß seyn solten; 3) sie können zwar eine orthodoxe Erkenntniß von GOtt haben, allein diese Erkenntniß erfült sie nur mit Angst und Schrecken: die Teufel glaubens auch und zittern. Diese drey Stücke sind aus der Bibel gewiß, und anders woher wissen wir nichts von den Teufeln mit Gewißheit. Ein Dichter mag also einen Teufel schildern wie er will, widerspricht er diesen drey Wahrheiten, so hat er eine falsche Schilderung gemacht. Und das behaupte ich von des **Abbadona** Character. Ich kenne nunmehr **Herr Klopstocken** auch persönlich, und ich weiß, daß er nicht nur ein grosser Dichter ist, sondern daß er auch die seltene Kunst versteht, sich tadeln zu lassen: denn er selbst hält sich nicht für einen mensch-

gewor-

gewordenen Seraph. Ich werde demnach, mit aller Freymüthigkeit eines aufrichtigen Freundes, meine Meinung sagen, ohne ihn dadurch irgends auf eine Art zu verpflichten, den Abbadona in den Himmel zu versetzen. Ein critischer Leser muß die Rede dieses Teufels, die wir jetzo beurtheilen wollen, von einer dreyfachen Seite betrachten: a) in so ferne man sie vor sich betrachtet, ohne daran zu gedencken, daß sie die Rede eines auf ewig Verworffenen sey, und auf dieser Seite betrachtet, ist sie durchaus vortreflich; b) in so ferne sie den leidenden Meßias zugleich als GOtt und den elendesten Menschen vorstelt, und da ist sie als ein Meisterstück zu bewundern, indem das eben die Ursach ist, warum der Dichter den Teufel hier an diesem Orte redend einführt; c) in so ferne sie die Rede eines Geistes ist, der ewig verworffen seyn soll, und in so ferne ist sie zu tadeln, weil sie nicht charactermäßig abgefasset ist. Ich will alles dieses aus der Rede selbst beweisen.

Abbadona fängt seine Rede mit den Ausdrücken eines Liebhabers an, der seine Geliebte mit einer schmachtenden Sehnsucht gesucht, aber noch nicht gefunden.

Ach, wo werd ich endlich ihn finden, den Mann, den Versöhner? Er versichert, er habe ihn an allen Orten gesucht, aber nirgends gefunden:

In aller dämmernden Haine
Einsamkeit hat sich mein Fuß mit leisen Zittern verloren!
Zu der Ceder habe ich gesagt: verbirgst du ihn Ceder,
O so rausche mir zu! Und zu der Hügel Haupt sprach ich:
Neige dich, einsamer Hügel, nach meinen Thränen herunter,
Daß ich sehe den göttlichen Mann, der etwa dort schlummert.

Er ängstiget sich darüber, daß er unwürdig ist, die lächelnden Blicke des **Meßias** zu sehen, und daß keine Erlösung für ihn zu hoffen.

Mich erlösest du nicht! Du hörst die jammernde Stimme
Meiner Ewigkeit nicht! Ach, du erlösest nur Menschen.

Die Braut in dem Hohenliede sucht ihren Geliebten eben so, als Abbadona den **Messias** gesucht. Der Verfolg lehrt, daß er ihn nicht gesucht, um ihn zu bestreiten, oder über sein Elend zu frolocken, und seiner zu spotten, wie Adramelech gethan, und ein jeder rechter Teufel thun muß. Es ist demnach klar, daß dieses sehnsuchtsvolle Suchen keine Sache des Abba-

Abbadona seyn kan, wenn er ein ächter Teufel seyn soll. So vortreflich also dieses Suchen ist, wenn es vor sich betrachtet wird, so unwahrscheinlich ist es, wenn es dem Teufel zugeschrieben wird. Wenn man nun noch dazu nimmt, daß Abbadona recht schmachtend wünscht erlößt zu werden, und zwar durch den **Meßias**: so fühlt er eben den Hunger nach der Gnade GOttes, um welches willen GOtt den Menschen den Glauben schenckt. Kan ein Teufel einen solchen Hunger nach der Gnade GOttes haben? Man rechne noch dazu, daß Abbadona den **Meßias** mit lauter ehrerbietigen Namen belegt, und also ist er kein Lästerer, wie die Teufel, von denen uns die Schrift eine hinlängliche Nachricht ertheilt hat.

Abbadona entdeckt die schlafenden Jünger, und es lag nahe vor ihm, der schöne Johannes im lächelnden Schlummer. Er trit mit zitterndem Fusse furchtsam zurück, und sagt:

Wenn du es bist, den ich suche, wenn du der göttliche Mensch bist,
Der sein Geschlecht zu erlösen, erschien: so sey mir mit Thränen,
Sey mir in deiner holdseeligen Schönheit, mit ewigen Thränen,
Und mit bangen unsterblichen Seufzern, Erlöser, gegrüsset!

Warlich,

Warlich, in deinem Antlitz sind Züge der himmlischen Unschuld:

Laute Zeugen von einer bewundernswürdigen Seele.

Ja du bist es! Dich hab ich gesucht! Wie athmet die Ruhe,

Deiner Tugend Belohnung, aus dir! Ein Schauer befält mich,

Da ich sehe die Ruh, die aus voller Seele dir zuströmt.

Wende dein Antlitz von mir! Sonst muß ich wegsehn, und weinen.

Wen muß nicht hier das Hertz brechen? Sonderlich ist des Gedanckens in der letzten Zeile ein jeder Teufel unwürdig. Kan ein Teufel den Erlöser des menschlichen Geschlechts grüssen, oder ihm Glück wünschen? Kan ein Teufel die Unschuld und Tugend lebendig erkennen, und sie bewundern? **Milton** erdichtet auch, daß der Teufel, als er Adam und **Eva**, in ihrer himmlischen Unschuld, das erstemal erblickt, sein Gesicht weggewand, aber aus Neid, weil er diesen Anblick verabscheuete. Abbadona will auch wegsehen, aber das Hertz bricht ihn, und er will weinen, nicht Thränen der Boßheit, sondern der Traurigkeit, die aus einer zerknirschten Seele fliessen. Wir wollen noch bemercken, daß der Irrthum des Teufels, da er

den Johannes vor den Meßias hält, den Character des erstern ungemein erhöhet.

Indem Abbadona den Johannes anredet, als wäre er der Meßias, so erwacht Petrus, und sagt ängstlich zum Johannes, daß er im Traume den Meßias gesehen. Indem der Teufel dieses hört erkennt er seinen Irrthum, und der Dichter hat also gantz ungezwungen, durch eine Folge von Begebenheiten, die gantz natürlich zusammenhängen, den Teufel aus seinem Irrthume gerissen. Als der Teufel seinen Irrthum erkennt, bleibt er voll Verwunderung stehn, und

Ihn umgab die Stille der Nacht, und er hörte von fern her,
Durch die schauernde Stille, wie eines Sterbenden Stimme.

Der Teufel horcht recht aufmercksam zu, und vernimmt, daß diese Stimme immer trauriger wird, und näher dem Tode. Dieser Umstand thut eine doppelte Würckung. Einmal, daß die Neugierigkeit des Lesers gereitzt wird, zu erfahren, woher diese Stimme doch gekommen. Man vermuthet zwar, daß es die Stimme des mit dem Tode und allem Elende ringenden Meßias sey, denn hier herum muß er wo unter dem Verderben und Gerichten GOttes liegen, allein da man es

doch

doch nicht gewiß weiß, biß man erst noch weiter gelesen, so macht diese Ungewisheit die Neugierigkeit rege. Zum andern wird dadurch die Grösse der gegenwärtigen Leiden des **Meßias** recht lebhaft vorgestelt, da seine Stimme der Stimme eines Sterbenden so ähnlich ist, daß **Abbadona** sich völlig für überzeugt hält, daß irgends wo hier herum ein Mann von einem Mörder erschlagen worden, der noch dazu **mit Gedancken von jenem Gericht voll Seelenangst ringet.**

Der Teufel ist erstlich unschlüßig, ob er den Mann, welcher jetzt seiner Meinung nach erschlagen worden, sehen soll? Denn, weil er sich für den Urheber aller Sünden in der Welt hält, so fürchtet er sich für diesen Anblick. Ein rechter Teufel weidet seine Augen an dem Bösen, welches er in der Welt gestiftet hat. Die Beschreibung, die er von dem Erschlagenen macht, ist so beschaffen, daß sie nur von einer tugendhaften Person gemacht werden kan.

Soll ich sehn des Erschlagenen Blut? Er gieng vielleicht ruhig
In den Schatten der Nacht, und eilte, stammelnde Kinder
An dem Halse der Mutter mit Vaterfreuden zu grüssen;

Da

Da erschlug ihn ein lauernder Feind, ein Unmensch,
im Dunkeln!
Und es war doch vielleicht sein Wandel mit Unschuld
gekrönt,
Und sein Thun mit Weisheit geschmückt.

Hierauf geräth Abbadona in eine grosse Seelenangst, und sieht auch dieses Blut als einen Zeugen wider sich an, und die Empfindungen, die er in dem folgenden Theile seiner Rede ausdruckt, sind freylich einem Teufel gemäß, allein, da er sich in dem vorhergehenden so sehr in die Gunst mitleidiger Leser eingeschmeichelt, so verursacht die Rede einen Unwillen, daß dieser arme Teufel zu sehr gemartert wird.

Ich muß schauen dahin, wo deine Verwesungen ruhen!
Kinder Adams, auf eure Gebeine, dahin muß ich
schauen!
Mein Gewissen ergreift, wie ein Krieger, mein weggewandt Antlitz,
Wendet es um, und kehrt es gewaltig dahin, wo die
Todten,
Die auch ich mit erschlug, in stillen Gräbern verwesen,
Todesstille, mich schauert vor dir! Er kommt nicht im
Stillen,

Nicht in dieser ruhenden Nacht, der gegen mich wütet:

Donnernd geht er in Wolcken daher! Sein Schritt ist ein Wetter.

Seines Mundes Gespräch ist der Tod, ist Gericht ohn Erbarmen!

Der Leser beliebe sonderlich auf zwey Stück recht Achtung zu geben, um zu erkennen, daß in dieser Stelle eine gantz vortrefliche Abschilderung des aufgeweckten Gewissens eines Missethäters angetroffen werde. 1) Daß Abbadona mit einer Art von Gewalt, wider seine Neigung, gezwungen wird, das Blut des Erschlagenen zu sehen. So macht es das Gewissen! Es bringt dem Sünder, wider den Willen desselben, sein begangenes Unrecht ins Gemüth. 2) Daß Abbadona sein Gemüth einigermassen durch die Vorstellung besänftiget, daß der gerechte Richter jetzt nicht vorhanden sey. Das Gewissen machts allemal so. Es citirt uns vor den Richterstul Gottes, und das eintzige, womit sich ein Sünder, der nicht Lust hat im sündigen aufzuhören, einigermassen aufrichtet, besteht in der Vorstellung, daß GOtt ihn noch nicht richte.

Indem Abbadona dieses denckt, naht er sich säumend, wie ein Mensch der etwas gezwungen thut, des Sterbenden Stimme,

und da erblickt er den Meßias aber noch nicht sein Angesicht, und die blutende Stirne

Abbadona gieng fern und voll Furcht auf dem ruhenden Boden

Um den Meßias herum.

Dieses ist recht natürlich. Der Teufel wuste noch nicht, daß es der Meßias sey. Er macht es also wie ein Neugieriger, der eine Sache antrift, welche er mit Verwunderung und Furcht betrachtet.

Indem tritt Gabriel hinzu, und der Teufel zittert schweigend zurück. Was nun folget stellt nicht nur die Grösse der Leiden des Meßias vor, sondern auch seine göttliche Herrlichkeit.

Der himmlische Seraph

Trat hinzu, und neigte sein Ohr nach dem Mitler herunter,

Und hielt im hinschauenden Auge, voll tiefer Ehrfurcht,

Eine menschliche Thräne zurück.

Wie rührend ist dieses nicht! Wie groß muß der Meßias seyn, da Gabriel mit tiefer Ehrfurcht nach ihm sieht, und wie groß müssen zugleich seine Leiden seyn, da Gabriel

sich der Thränen nicht enthalten kan! Diese Leiden werden auch dadurch erstaunlich vorgestelt, daß Gabriel das Blut des Meßias in den Adern lauffen hört.

Und mit dem Ohre, mit dem er,
Millionen Meilen entfernt, den ewigen wandeln,
Und die jauchzenden Morgensterne von weiten sonst hörer,
Hört er das langsam wallende Blut des betenden Mitlers
Bang von Ader zu Ader fliessen.

Die göttliche Herrlichkeit des Meßias wird dadurch recht prächtig vorgestelt, daß der himmlischen Schaaren Augengebet und ihres Schweigens Gedancken, all im Antlitz, auf den Meßias herunter gerichtet sind, und ihn als eine Gottheit verehren.

Abbadona fängt nun nach gerade an, zu mercken, daß diese Person der Meßias sey. Seine Rede, die er hält, ist ein Meisterstück. Ich will nur einige Anmerckungen drüber machen.

1) Wird durch diese Rede, die Grösse der Leiden des Meßias recht lebhaft vorgestelt. In dieser Absicht ist sonderlich folgende Stelle recht merckwürdig:

Ich, dem kein Jammer verdeckt ist,
Der ich alle Stufen der Quaal und Verzweiflung hinabstieg,

Weiß

Weiß mit keinem Namen die Angst der Seele zu nennen,
Die er fühlt! Mit keiner Empfindung ihm nachzuempfinden.
Diesen dauernden Tod!

Entsetzliche Quaal, von der sich auch der Teufel keinen Begrif machen kan? Wie viel hat also unser Heyland nicht ausgestanden?

2) Wird durch diese Rede der Meßias, mitten in seinem tiefsten Elende, doch als ein GOtt, in einer anbetungswürdigen Majestät vorgestelt, und davon will ich auch nur ein Beyspiel anführen.

Ein schneller Gedancke
Trift, wie ein Donner, auf mich, ein schreckender grosser Gedancke!
Eine furchtbare Gleichheit erblick ich. Kalt giesset die Angst sich
Ueber mein Haupt, mein Antlitz umströmen die Schauer des Todes!
Ach er gleichet dem ewigen Sohne, der ehmals vom Thron her,
Hoch vom Thron, auf den Flügeln des dunckeln Gerichtstuls getragen,
Donnernd über uns kam, und dicht an unsere Fersen
Heftete seine Verderben, und kein Erbarmen nicht kannte.

Wer diese Stelle recht verstehen will, der muß Miltons verlohrnes Paradies gelesen haben.

3) Sind in dieser Rede wiederum viele Empfindungen, die für einen Teufel zu gut und tugendhaft sind. Und davon will ich auch nur ein Beyspiel anführen

Du wardst der Meßias
Für die Menschen, und nicht der Meßias der höheren Engel!
Ach wenn du uns gewürdiget hättest, ein Seraph zu werden,
Und lägst über die Felder des Himmels hinüber gebreitet,
Wie du hier im Staube jetzt liegst; und giengst ins Gericht hin,
Unserntwegen tief ins Gericht des ewigen Vaters;
Falteteſt so die Hände zu GOtt, und sähst so zum Thron auf:
O wie wollt ich alsdenn mit aufgehabenen Händen
Gehen um dich herum, und mit Hallelujagesängen,
Mit der Stimme der Harfenspieler dich, göttlicher, seegnen.

Und gegen das Ende sagt er zu GOtt:

> Zwar dich hasset die Hölle! Doch ist ein Verlaßner noch übrig;
> Einer, der edler gesinnt ist, und nicht dein Hasser, Jehovah!
> Einer, der blutende Thränen, und Jammer, der nicht bemerckt wird,
> Ach, zu lange vergebens, zu lange! GOtt vor dir ausgießt!

Hier winselt eine Creatur, die GOtt nicht hasset, die alle Mittel zur Seeligkeit ergreiffen würde, wenn ihr von GOtt welche gegeben würden, und die ewig verlohren ist, weil sie keinen Meßias hat, den sie sich selbst nicht geben kan. Auf wen wird die Schuld fallen? Auf GOtt, oder auf diese Creatur?

4) Hält der Teufel eine recht nachdrückliche und rührende Predigt an das gantze menschliche Geschlecht, in welcher er sie ermahnt, den Meßias nicht zu verkennen. So schön diese Ermahnung ist, so übel sieht sie aus, wenn sie aus dem Munde eines Teufels geht, denn der muß dem Meßias widerstehen, und die Menschen von ihm abführen.

Nun ist die zweyte Stunde der Leiden vergangen, und es hebt sich die dritte an. Der Meßias verläßt von neuem seine Jünger

und gieng abermals hin, sich dem zum Opfer zu geben

Der mit gefürchtetem Arm noch immer die Wagschal empor hielt,

Immer noch den Donner des Fluchs, und des Weltgerichts aussprach.

Der Dichter hat diesen letzten Kampf des **Meßias**, den er nemlich in diesem Gesange gekämpft, zwar kürtzer als die übrigen beschrieben, aber viel fürchterlicher. Der **Meßias** solte nunmehr den grösten Grad seiner erhabensten Leiden ausstehen. Der Dichter hat demnach auf eine andere Art die Grösse seiner Leiden so wohl als auch die Majestät seiner Person recht lebhaft zu schildern gesucht, und aus diesem gedoppelten Gesichtspuncte muß man alles folgende betrachten.

Ueber den **Meßias** hieng, indem er litte, die Nacht vom Himmel herunter, eine schreckliche Nacht, und in diesem Zustande sieht sein Vater auf ihn von Tabor herunter, und **sieht die Mine des ewigen Todes im Antlitz des Sohns.** Dieser kurtze Ausdruck sagt alles, was man erschreckliches von den Leiden des **Meßias** sagen kan. GOtt ruft **Eloa**, und giebt ihm Befehl dem **Meßias** ein Triumphlied zu singen. Hier erholt sich das Gemüth des nachdenckenden Lesers mit

mit einemmale. Er hat den Meßias bisher in der Gestalt eines ewig verdammten erblickt. Der Erlöser windet sich noch im Staube herum, und der Vater giebt schon dem Obersten der Engel Befehl, dem Sohne ein Triumphlied zu singen.

Hier hat der Dichter eine unvergleichliche Kunst angebracht, diese Materie würdig zu besingen. Es ist ihm eingefallen, daß als Moses zu den Israeliten gesandt werden solte, er sich geweigert, daher erdichtet er, daß Eloa sich doch mit der gehörigen Ehrerbietigkeit geweigert, diesen Befehl zu vollstrecken. Zuerst erwiedert der Seraph zitternd, und dieses Zittern ist ein Zeichen, wie hoch er den thriumphirenden Meßias schätze:

Wie aber soll ich dich nennen?
Wenn ich gehe zum Sohn, die göttliche Bottschaft zu bringen.
GOtt sprach: nenne mich Vater

Wie tröstlich ist dieses nicht! GOtt ist also schon versöhnt, und also hat der Meßias triumphirt. Hernach macht Eloa eine neue Schwierigkeit. Er hält sich für viel zu klein den Meßias zu besingen, und man bedencke, wie groß Eloa ist, und er getrauet sich nicht,

ihn in seinen Leiden zu erblicken, wie groß müssen also dieselben gewesen seyn?

Aber wenn ich, von Antlitz zu Antlitz, im blutigen Schweisse,
Und in die Leiden des Todes gehüllt, den Gottmensch erblicke;
Wenn ich seh das Gericht in den sonst lächelnden Zügen,
Unter den trauernden Zügen nur dunckel, der Göttlichkeit Spuren!
Werd ich sprachloß nicht stehn? Wird mir mein schlagendes Hertz nicht
Auch den unmercklichsten Laut der himmlischen Lieder versagen?
Werden mich nicht die Schrecknisse GOttes, die Bilder des Todes
Selbst umschatten? Und werd ich vor ihm im Staube nicht liegen?
Vater, sende mich nicht! Ich bin zu gering, dem Meßias,
Viel zu endlich, dem leidenden Gottmensch Triumphe zu singen.

Diese Weigerung des Eloa muß, eine bewundernswürdige Würckung, auf die Hertzen aufmercksamer Leser thun. Wenn man sich

sich erinnert, wie majestätisch Eloa geschildert worden, und was er schon für Thaten gethan, und man vergleicht damit, wie sehr er sich jetzo fürchtet, so vermehrt das die Hoheit des leidenden Meßias unendlich. Dazu kommt noch, daß GOtt ihm in der Sache recht giebt, allein er verheißt ihm, daß er selbst und sein Sohn ihn lehren würden:

Unter die zitternden Stimmen, den hohen Triumphton zu mischen.

Eloa vollstreckt den Befehl GOttes, allein mit Furcht. Und als ihm ein furchtbarer Schauer von Mitternachtswinden die betende Stimme des hohen Meßias zutrug, so befiehl ihn ein stilles Zittern und er erstaunte.

Aber da er wahrnahm des Sterbenden Antlitz, die Blicke
Voller Gefühl des Gerichts, den Sohn vom Vater verlassen;
Stand er auf die Erde geheftet, des himmlischen Glantzes
Seiner Schönheit beraubt, nicht mehr der unsterbliche Seraph,
Gleich dem Menschen von Erde gemacht.

Wie tief ist der Meßias erniedriget, und wie groß muß sein Elend seyn, daß der gröste Seraph durch den blossen Anblick desselben

seiner

seiner Herrlichkeit beraubt wird. Allein der Meßias hört nicht auf göttlich groß zu seyn:

Der grosse Meßias
Richtete Blicke voll Hoheit auf ihn, und lächelte Gnade.
Mit dem Anblick empfing der Seraph die Schimmer des Himmels,
Und der unsterblichen Schönheit von neuem. Er hub in Triumphe
Sich auf goldenen Wolcken empor, und sang aus den Wolcken.

Der Erlöser sucht jetzt selbst Gnade, und er lächelt dem Seraph mitten in diesem Zustande Gnade zu, und giebt ihm durch einen eintzigen Blick himmlische Schönheit. Das übertrift alles, was von irgends einem Helden grosses gesagt worden ist.

Den Gesang des Eloa mag der Leser selbst fühlen. Er ist voller Majestät, Erbauung und Rührung. Er schickt sich für den grossen Sänger und hohen Meßias, der dadurch besungen wird.

Der Gesang des Eloa thut eine gute Würckung auf das Gemüth des Meßias, er

schaut

schaut sanft dem anbetenden Seraph ins Angesicht, sanfter auf Tabor. Allein das Gericht daurt noch fort, und da es zum Ende eilt, so erlangt es auch den allerhöchsten Grad. Seine Leiden werden so starck, daß der Meßias verstumt:

Aber noch daurte das ernste Gericht, die bängsten der Leiden
Ueber ihn auszugiessen, und kein Erbarmen zu kennen,
Und er neigte sich tief, rang seine Hände gen Himmel
Und er verstumte.

Die beyden Gleichnisse sind vortreflich gewählt, weil sie von den Vorbildern des Meßias hergenommen. Sonderlich ist das Gleichniß von Abel hergenommen recht anpassend, weil der Meßias jetzt auch von seinem Vater verlassen ist.

so lag, umströmt von den Wolcken
Seiner Opfer, umströmt vom Blute, so neigte sich Abel
Als er einsam entschlief, und seinen Vater nicht sahe.

Die Leiden des Meßias werden so entsetzlich, daß die Seraphim nicht mehr vermögend waren,

ren, den Anblick seiner Todesangst zu ertragen, sie fühlten das Looß ihrer Endlichkeit und flohen. **Gabriel** verhült sich. **Eloa** sanck und neigte sein Haupt in eine Mitternachtswolcke. Derjenige muß also mehr als eine Creatur gewesen seyn, der so viel Leiden hat ertragen können. So gar die Erde stand still. Der Dichter hat alle Umstände so fürchterlich gemacht, daß die Vorstellung der Grösse der Leiden des **Meßias** die allerfeurigste Einbildungskraft ausfült. GOtt richtet, und der gantze Erdcreyß bebt und will untergehen. Auch dieser Umstand giebt der Vorstellung dieser Sache ein unendlich Gewicht. Unter der Handlung, die zwischen Vater und Sohn vorgeht, will die gantze Creatur vergehen. Nun ists vollbracht! Der Gottmensch erhebt sich

als Sieger, vom Staube der Erde.

Jetzo sangen die Himmel.

Ich hoffe daß ich durch meine Anmerckungen die Aufmercksamkeit der Leser sattsam gereitzt habe, recht in den Nachdruck der Gedancken einzudringen, und selbst noch unendlich vielmal mehr Schönheiten zu fühlen, als ich in dieser kurtzen Critic habe anmerken können. Wer die Schönheit in diesem Gedichte recht einsehen will, der muß dasselbe etlichemal lesen, damit er alle Theile desselben in seinen Gedan-

dancken gegen einander halten könne, und also zu erkennen vermögend werde, daß sich alles aufs schönste an einander paßt.

Der Verleger hat auch nun, bey der neuen Ausgabe dieses Gedichts, für die äusserliche Pracht desselben gesorgt, wie einem jeden in die Augen leuchten kan. Man hat ihn zwar mit dem Nachdrucke dieses Gedichts an einigen auswärtigen Orten gedrohet; allein es ist nicht zu vermuthen, daß ein solcher Buchhändler, der bloß aus Gewinnsucht, Neid oder andern elenden Gemüthsbewegungen, dieses Gedicht nachdrucken möchte, so viel Geld anwenden wird, um eine so schöne und richtig abgedruckte Ausgabe dieses Gedichts zu liefern, als der Verleger in der gegenwärtigen Auflage geliefert hat. Es ist nur zu wünschen, daß bald noch mehrere Gesänge im Drucke erscheinen mögen.

E N D E.

Bayerische StaatsBibliothek

Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Meier, Georg Friedrich, 1718-1777

Georg Friedrich Meiers Beurtheilung des Heldengedichts, der Meßias

Bd.: 2.

Halle im Magdeburgischen (1752)

P.o.germ. 916-1/6#Beibd.2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10114566-8
VD18 80365736-001